Aus Heimat und Fremde.

Novellen und Erzählungen

von

Elfried von Taura.

Erster Band.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Hübner.
1860.

Inhalt.

Seite

Die Kriegskasse 1
Eine Braut 73
Der Vetter aus Schlesien 149
Eine Fahrt in den Lenz 183
Der Spielmann von Bockau 231

Die Kriegskasse.

Motto: „Ich sah einen Gottlosen, der war trotzig und breitete sich aus und grünte wie ein Lorbeerbaum. Da man vorüberging, siehe, da war er dahin.“

Aus dem Psalmbuch.

1.

Aus dem Thale von Kulm, dem paradiesischen Schauplatze des großen Vorspiels zur Leipziger Völkerschlacht, erhebt sich das Erzgebirge anfangs in sanften Vorhügeln, steigt aber bald steil zu jenem mächtigen Stock empor, von dessen weitem, aber zerklüftetem Plateau die kühnen Lugsteine, der luftige Spitzberg und der gewaltige Schneeberg zur Nachbarschaft des Himmels streben.

Glücklich der Wanderer, der diese Höhen betritt und so weit unbeherrscht ist vom Geiste des „Erlistens und Erraffens“, daß er nicht mit geschäftiger Hast darüber hinwegetrieben wird. Denn es ist hier eine von den Stätten, die auch dem fremde- und jammersüchtigsten Deutschen die Lust am Vaterlande, die Lust am Dasein und die Lust an Dem, der ihn in dieses Dasein rief, frisch erwecken können. Glücklich der Wanderer, der auf einer der sonnigen Culturstrecken, die hier mit den dunkeln Fichtenwäldern wechseln, auch nur auf eine Stunde, sei es im purpurnen Abendfrieden oder in der goldenen Tages-

blüthe, seinen Stab in die Erde stößt und Herz und Sinne ganz Dem hingibt, der mit seiner reichen Schöpfung in alle Ewigkeit nichts anderes will, als seine Menschen glücklich machen. Er wird das inne werden, worauf auch Neigung und Stimmung sein Augenmerk zumeist lenken mögen; er wird Befriedigung die Fülle haben, und wenn er weiter zieht, dem Herzen Gottes näher sein.

Wer aber so weit unter der Herrschaft jenes gierigen und hastigen Geistes steht, daß ihn von all' den Gotteswundern, die ihn hier umgeben, nicht eines zu fesseln vermag, dem mögen, wenn er in's Thal kommt, die Geister der Erschlagenen von Kulm ein schauriges „Dies irae“ singen, oder es mag ihm auch nur ein schlichter Gebirgsbewohner die Geschichte vom „Meier Hannes“ erzählen, der in seiner Art ein Meister im „Erlisten und Erraffen“ war wie jener Eroberer, der hier unter Kanonendonner das Wort des Herrn erfuhr: Bis hierher und nicht weiter!

So hieß es eines Tages auch bei dem Meier Hannes. Dieser Name erregt vielleicht der und jener zarten Leserin ein leises Grauen, weil er sie an einen Hannes gemahnt, der zu unserer Großmütter Zeiten am theuern Rheinstrom das Gewerb' eines Eroberers im Kleinen trieb und dafür im schönen Mainz vom Leben zum Tode gebracht ward, weil er das Unglück hatte, nicht wie seine großmächtigen Collegen über dem Gesetz zu stehen. Zur Beschwichtigung dieses voreiligen Grauens lassen wir die holde Erregte einen Blick auf den Grünwalder Friedhof thun; da steht

nur zehn Schritte vom großen Kirchenthor ein prächtiger Grabstein aus Bodenbacher Sandstein, der bezeugt mit großer goldener Frakturschrift, daß der Herr Gutsbesitzer, Kauf- und Handelsherr, wie auch Ortsrichter Johannes Nepomuk Meier ein Ehrenmann gewesen, der vor wenig Jahren nach Empfang der heiligen Sterbsacramente christlich verschied, auch durch reichliche Vermächtnisse an Kirche, Schule, milde Stiftungen u. s. w. seinem Namen ein löbliches Gedächtniß stiftete. Nicht wahr, das bannt alles Grauen und gern falten sich die Hände, dem Schlußwort der goldenen Schrift zu entsprechen: „Bete, frommer Wanderer, für meine arme Seele!?“ Ja bete, frommes Frauenherz, bete immerhin recht brünstig zu der ewigen Gnade, denn trotz der gleisenden Grabschrift, braucht's der „Meier Hannes“ vielleicht so nöthig, wie jener Unselige mit dem gebrandmarkten Namen.

Der Meier Hannes — so erzählt uns ein ehrlicher Schnallenmacher aus Grünwald — war der reichste Mann nicht nur in Grünwald, sondern im ganzen Gebirge von den Lugsteinen bis zum hohen Schneeberg. Er hätte die Herrschaft Teplitz kaufen können, wenn sie dem Besitzer feil gewesen wäre. Große Summen von ihm lagen in den Banken von Triest und Hamburg, oder standen auf den benachbarten Gütern, und von den kleinen Leuten im Ort und in der Nachbarschaft gab es wenige, die ihm nicht mit Hab' und Gut verpfändet waren. Und doch war er nur blutarmer Leute Kind. Sein Vater war nur ein Ziegeldecker, der von seinem Handwerk acht Kinder zu ernähren

hatte. Und die Ziegeldeckerei lag in den langen Kriegsjahren arg danieder, denn wer da nicht bauen mußte, baute nicht. Da ging es denn gar kümmerlich her bei dem alten Meier Seph, und man kann wohl sagen: der Hannes ist in lauter Elend groß geworden. Und doch wuchs er zu einem stattlichen Mann heran, der an Leibesgröße und Stärke weit und breit seines Gleichen suchte. Er ward auch ein Ziegeldecker, und da sein Vater bei einem Kirchenbau draußen in Sachsen verunglückte, konnte er gleich in dessen Stelle als Meister einrücken. Man muß es ihm lassen, er verstand sein Fach, und wenn in der erwerbsarmen Zeit ein Ziegeldecker gesucht war, so war er's. Aber obgleich er knauseriger war als Ziegeldecker zu sein pflegen, auch neben seinem Handwerk einen kleinen Glashandel trieb, Sonntags im Wirthshaus das Horn blies, und nur für drei Leben zu sorgen hatte, da zwei von seinen Schwestern sich gut verheiratheten, und zwei Brüder zum Militär kamen, die jüngsten zwei Schwestern aber starben, so konnte er's doch bis zur großen Schlacht da unten nicht weiter bringen, als daß er seines Vaters Häuslein schuldenfrei machte.

Aber bald nach der Kulmer Schlacht that der Meier Hannes zu Jedermanns Wunder einen Allerhandskram auf, und wie die Alliirten in Paris einzogen, war sein Kram ein Geschäft geworden, dem keins an unserer Grenze die Spitze bot. Damals ging das Paschen flott, und der Meier Hannes trieb's, als hätte er das Privileg dazu. Nach fünf Jahren konnte er schon zu dem großen Rothengutsbauer agen: Was willst du haben für dein Gut? und eines

Abends wurde im Grünwalder Wirthshaus der Leihkauf getrunken.

Mußte auch Jedermann zugestehen, daß der Meier Hannes den Handel verstand wie Einer, daß er das Paschen mit unerhörter Kühnheit und Schlauheit trieb, und daß er jeden Kreuzer dreimal umwendete, eh' er ihn ausgab; so wollte es doch Niemandem in den Kopf, daß er in den fünf Jährchen mit Nichts so viel verdient hätte, daß er das größte und schönste Bauergut der ganzen Gegend kaufen und baar bezahlen konnte, ohne seinen Handel zu schwächen. Und daß dies nicht der Fall war, sah man; denn im Rothengut ging das Geschäft noch einmal so flott, als erst im kleinen Häuschen am Viehweg.

Die Leute im Dorfe munkelten dies und das, daß es mit dem schnell erworbenen großen Gut des Meier Hannes nicht mit rechten Dingen zuginge. Da wollte Der am hellen lichten Tage einen feurigen Drachen haben durch die Luft und in den Schornstein des Meier Hannes fahren sehen; Jener zischelte von einer Kriegskasse, die der Hannes am Morgen nach der Kulmer Schlacht im tiefen Gründel zwischen der Landesgrenze und Grünwald gefunden, schnell in der dortigen tiefen Grotte verborgen und in der Nacht heimgeholt habe. Ja, der Hannaugl, der schnapsende Flurschütz, ließ oft, wenn er tüchtig voll war, Worte fallen wie: „Wenn ich nur reden dürfte" — oder: „Wenn die Todten auferstünden" — oder: „Wenn nur der Wäldlehaus-Mundl lieber der Nixe im Tiefen-Gründel-Weiher zu gefallen ginge, als der Heger Marie, die

doch nicht sein Weib wird, wenn sie ihm auch noch so gut ist!"

Das waren verdächtige Reden, aber Niemand gab viel auf das Geplausch eines Trunkenbolds, und die Andern hüteten sich wohl, von einem so reichen und angesehenen Mann, wie der Meier Hannes nun einmal war, öffentlich übel zu reden. Es gab aber doch eine Person, der die Anspielung des Hannaugl vom Wäldlehaus-Mundl und der Nixe im Tiefen-Gründel-Weiher nicht zu einem Ohre hinein und zum andern hinaus ging. Das war die Mutter vom Mundl, eine stille Frau, die ihrem einzigen Sohn in dem Häuslein da oben unter dem kleinen Tannengehölz, so wir nur schlechtweg „Das Wäldle" heißen, Haus hielt. Deren Mann war auch ein Ziegeldecker, ein wohlgeachteter, gottesfürchtiger, nur etwas schüchterner Mann — aber am Abend der Kulmer Schlacht waren zwei französische Reiter vor sein Häuschen gesprengt gekommen, wo er gerade Holz gespalten, und hatten ihn aufgefordert sie über den Wald nach Hellendorf zu führen, aber auch seinen Schiebbock mit zu nehmen, weil er im Wald etwas zu laden fände. Der Mann hatte sich geweigert, aber sie hatten ihm die Pistolen auf die Brust gesetzt und er hatte sich fügen müssen. Kaum daß sie ihm vergönnt hatten sein Wamms anzuziehen und von Weib und Kind Abschied zu nehmen. Wohl hatte die Frau nicht ohne Ursach dabei geweint und die Hände gerungen, obgleich der Weg bis Hellendorf nur drei Stunden weit ist; es mußte ihr ahnen, daß sie ihren

Anton in dieser Welt nicht wiedersehen sollte. Die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag erwartete sie mit steigender Angst seine Heimkunft; aber umsonst; am dritten machte sie sich auf nach Sachsen. Sie achtete nicht die Gefahr, streifenden Kosaken in die Hände zu fallen; sie ging von Ort zu Ort bis in's französische Hauptquartier — ihre Nachforschungen waren verloren. Trostlos kehrte sie endlich heim; ihr Mann war und blieb weg. Hatten ihn die Franzosen ermordet, oder war er mit diesen in die Hände der Russen gefallen, vielleicht gar als Spion hingerichtet worden? Wer konnte es wissen! Der Verlust der armen Frau ward im ganzen Dorfe mitgefühlt, denn Jedermann schätzte den guten Pohl Anton; aber die Zeit war damals so unruhig, so reich an erschütternden Vorgängen, daß darüber der arme Anton bald vergessen ward. Erst kam der Napoleon von Pirna daher und wollte die Scharte von Kulm auswetzen; zweimal sahen wir seine Scharen sich über das Gebirge hereinwälzen, zweimal erbebten unsere Höhen von Kanonendonner, und zweimal wurden die Franzosen zurückgetrieben, brennende Dörfer and verwüstete Fluren hinter sich lassend. Und dann blieb der Lobau noch manchen Tag da oben — es war eine schwere, schreckenvolle Zeit, wer dachte da lange an den Einzelnen! Als wir endlich durch die Leipziger Schlacht Ruhe gewannen, hatte Jeder für sich zu thun, um die Spuren der Kriegsgreuel von seinem Eigenthum zu verwischen, ja Jeder hatte zu kämpfen, um nur den Hunger von seiner Schwelle zu scheuchen.

So waren fünf Jahre vergangen; der Wäldle-Haus-Anton war vergessen, und der Meier Hannes ein reicher Mann geworden. Für den Anton trieb nun der Mundl das Ziegeldeckergewerb. Das ging jetzt zur gesegneten Friedenszeit dreimal so gut als vordem, und der Mundl war ein rechter Ziegeldecker, der einen Meierhof deckte, während ein Anderer mit einem Häuslersdach fertig wurde. Dabei war er ein hochgewachsener, feiner und sinnreicher Bursch, dem zu Lieb' manche schmucke Dorfdirne eine Stunde weit in's Osterwasser lief, um noch schmucker zu werden. Aber wenn sie alle mit einander noch überdem der heiligen Mutter Gottes von Mariaschein ein wächsernes Herz so groß wie die Mutter Gottes selbst gelobt hätten, es wäre umsonst gewesen, denn des Mundl's Herz hing schon fest an der Marie, der Tochter des Hegers dort oben im Hegerhaus, das so goldgelb aus dem Tannengrün heraus- und hinüberschaut nach den schwarzblauen Kegeln des Mittelgebirgs.

Die Riesentannen, die das Hegerhaus beschatten, brauchten ein gut Stück Zeit, ehe sie wurden, was sie sind, vier Menschengeschlechter mögen sie wohl erlebt haben, aber es können wohl eben so viel solche Tannengeschlechter vergehen, ehe wieder ein Weibsbild in ihrem Schatten jung wird, wie die Hegerhaus Marie war, nämlich so schön und so munter. Es hat Gott Lob hier zu Gebirg keinen Mangel an saubern Weibsbildern und da drüben im Mittelgebirg hat's noch sauberere, aber wenn jetzt die Teplitzer Gäste, die mehr den böhmischen Madeln

zu Lieb' kommen als Badens halber, da drüben um den Mileschauer herumschwärmen, so kamen ihrer viele damals nach Grünwald, um sich von der schönen Marie unter den alten Tannen eine Milch einbrocken und dafür manchen guten Zwanziger sitzen zu lassen. Kein Wunder, wenn auch der Wäldle-Haus-Mundl, der das Hegerhaus so nah zur Hand hatte, sich in sein Nachbarskind vergaffte. Und der blanke Bursch hätte auch wirklich, wie er meinte, den Himmel auf der Welt mit ihr finden mögen, wäre sie so brav gewesen, wie sie schön war. Zwar war sie ihm von Herzen gut und hatte sich ihm in stiller Liebschaft verlobt; aber wenn er draußen im Sachsenland seinem Gewerbe nachging, verhielt sie sich nicht nach ihm, sondern ließ sich von den fremden Stutzern, die in's Hegerhaus zur Milch kamen, gar zu gern den Hof machen, wenn sie sie im Grunde auch nur zum Besten hatte. Denn daß sie schön war, brauchten ihr die Gecken nicht erst zu sagen, und übrigens war sie zu gescheidt, um nicht all den feinen Redensarten, die ihr vorgegirrt wurden, auf den Grund zu sehen. So hütete sie sich wohl vor einer Thorheit, die mit Schimpf und Schande für sie hätte enden können, und als ihr Mundl zur Kirchweih heimkehrte, meinte sie, sie könne mit gutem Gewissen sich sein treues Mädchen nennen.

Es war an dem Abend, wo im Wirthshaus unten der Leihkauf übers Rothegut getrunken wurde, als das junge Paar unter den Tannen sein Wiedersehen feierte. Der Heger war zum Leihkauf geladen, und die Mutter Hegerin

besuchte eine alte Freundin im Dorfe; so war das junge Volk recht ungestört. Mundl war glücklich gewesen, er hatte auf sächsischen Edelhöfen vortreffliche Arbeit gefunden und ein gut Stück Geld mit heimgebracht. Noch eine solche Reise, und er durfte keck vor den Heger treten und um die Tochter werben. Darum hatte er kaum seine gute Mutter begrüßt, so hatte sein hüpfendes Herz ihn hinüber getrieben in's Hegerhaus, denn er hatte wohl gesehen, wie der Heger in's Dorf hinabgegangen war. Und nun saß er bei seinem Herzblatt und hielt es umschlungen und flüsternd bauten sie mit einander eine ganze Stadt von bräutlichen Luftschlössern. Nun wer einmal in rechter Menschenweis gefreit hat, der weiß, wie es da hergeht, man vergißt Himmel und Erde und Alles, nur nicht, daß man ein Herz hat. So war's auch bei diesen beiden Liebesleuten. Es ward Nacht und sie achteten es nicht, der Mond ging über dem Schneeberg auf und sie sahen ihn nicht, der Wind fuhr scharf durch die Tannen, sie fühlten es nicht, es kamen zuletzt stolpernde schwere Tritte auf dem nahen Wege daher, und sie hörten sie nicht. Auf einmal aber schreckte sie ein gellendes Gelächter aus ihrem süßen Rausch. Beide schauten auf und sahen nur wenig Schritte von sich eine dunkle Männergestalt. Mundl wollte aufspringen, aber Marie hielt ihn zurück und flüsterte: „Bleib', er kann uns nicht sehen — es ist nur der versoffene Flurschütz! er wird beim Leihkauf gewesen sein!“ So blieb Mundl ruhig.

„Lustig gelebt und selig gestorben, heißt dem Teufel

die Rechnung verdorben — hahaha!“ lallte und lachte der Flurschütz vor sich hin. „Lustige Welt! schöne Welt! Hahaha! Erst den Vater um die Kriegskasse und ums Leben gebracht und nun den Sohn ums Liebchen — hahaha! Lustige Welt! schöne Welt!“ Und weiter taumelte der Trunkenbold.

„Was war das?“ flüsterte Mundl — „hast du gehört, was der Hannaugl sagte?“

Marie zitterte wie ein Espenblatt, doch sagte sie: „Ach, auf den Saufaus muß man nicht achten!“

„Aber du zitterst — und mir ist die schreckliche Rede durch Mark und Bein gefahren, mir fiel gleich ein, was er schon gegen meine Mutter hatte fallen lassen —“

„Ach, laß den Trunkenbold, es ist doch kein Sinn in seinen Reden! Komm, küß mich!“ Und sie schlang den weichen Arm um seinen Nacken und hing sich an seinen Mund. Da vergaß er schnell allen Graus und selig flüsterte er: „Nicht wahr, du bist mein liebes Bräutle, und wenn auch der reichste Mann um dich freite, du hieltest doch fest an deinem Mundl?“

Zur Antwort hing sie sich auf's neu' an seinen Mund.

Mittlerweile taumelte der Flurschütz dem Wäldlehaus zu. Frau Babet, so hieß Mundl's Mutter, saß noch am Rocken und spann. Ihre Gedanken waren bei ihrem Sohn. Das gute Mutterherz nahm es nicht übel, daß er ihr nur einen flüchtigen Gruß gegönnt nach so langer Trennung und dann gleich zu seinem Mädchen geeilt war, wo er nun schon ein paar Stunden weilte. „Wenn er nur recht

glücklich mit ihr wird!“ dachte sie und war nicht eifersüchtig auf das schöne Mädchen, dem sie den Sohn hingeben mußte. Da rief eine gurgelnde Stimme zum Fenster herein: „Guten Abend, Babet! — 's ist eine lustige Welt — eben wird Eures Sohnes Schatzl verhandelt — wenn er heimkommt, sagt ihm, er soll sich's geschwind noch fest machen — heut' über vier Wochen dürft's zu spät sein — schöne Welt! lustige Welt! Der Mundl soll sich sein Madl fest machen — gute Nacht, Babet!“

Die Frau ließ Hand und Fuß still stehen — sie wendete ihr blasses Gesicht nach dem Fenster und sah den zottigen Kopf des Flurschützen eben davor verschwinden. „Hannaugl!“ rief sie aufspringend, „Hannaugl!“

Da fiel ein Schuß — ein gräßlicher Schrei gellte durch die Nacht — dann folgte ein dumpfes Wimmern. — Frau Babet stand einen Augenblick todtenstarr; dann eilte sie hinaus. Gerade vor dem Hause war der Fahrweg nach dem abschüssigen Feld an zwei Ellen hoch aufgemauert. Von dieser Mauer war der Flurschütz hinab gestürzt und lag röchelnd in seinem Blute. Der Schuß hatte auch die Liebenden aufgeschreckt. Sie kamen fast zugleich mit Frau Babet an der Unglückstelle an. Mit starkem Arm hob Mundl den röchelnden Mann auf und trug ihn in's Haus. Marie sprang schnell in's Hegerhaus nach Tropfen — aber ihre Mühe war umsonst. Der Schuß der beim Fall losgegangenen Flinte war dem Flurschützen in's Gehirn gegangen — er stammelte noch die Worte: — Vater — Kriegskasse — Gründel-Weih — und hauchte sein Leben aus.

2.

Ich war damals Gerichtsschöppe — berichtete unser Gewährsmann weiter — und so mußte ich mit beim Leihkauf sein, zumal unser Richter nicht gut mit der Feder zu Fach kam. Es ist nie wieder ein Leihkauf bei uns getrunken worden wie dieser. Der Meier Hannes, der sonst so beutelfaul war, ließ es bei der Gelegenheit an Nichts fehlen. Er war damals ein Mann von 27 Jahren, aber er sah älter aus, nicht nur wegen seiner Größe und Breite, sondern auch wegen seines gesetzten Wesens und der Falte, welche die Gewohnheit des Rechnens und Grübelns über seine Stirn gezogen hatte. So kannten wir ihn seit Jahren, und es war uns, als hätte er nie anders ausgesehen, selbst in seiner Jugend nicht. Aber eigentlich hatte er wohl keine Jugend gehabt; ich glaube nicht, daß er je einen Tanzboden in anderer Absicht besucht, als um Geld zu verdienen, und ein Frauenzimmer anders angelächelt hat, als wenn es ihm etwas abkaufte. Dann konnte er freilich sehr freundlich sein. Nun hatte er eine große Wirthschaft gekauft und noch nicht einmal eine Wirthin. Die der freien soll, muß im Gold sitzen bis über die Ohren, meinte jede Dirne im Dorfe und keine bildete sich ein dem Meier Hannes zu gefallen. Sonderbar! gerade in diesem Punkte hatte sich Jedermann im Dorfe verrechnet und der reiche Wirth und Holzhändler Stein von Kosten mit seiner grenadiermäßigen Tochter dazu. Es war eigentlich spaßhaft, wie der alte Kauz abfiel. Er war auch mit beim

Leihkauf und trank dem Hannes einmal über das andere zu. Als nun der Gutshandel im Reinen war, brach der Stein aus: „Nun, Herr Hannes, eine Wirthschaft habt Ihr, jetzt fehlt nur noch eine Wirthin — ohne Wirthin geht's mit der großen Wirthschaft nicht!" — „Meint Ihr?" sagte Hannes; „nun Ihr seid ein Praktikus und könnt Recht haben; ich werd' mir eine zulegen müssen." — „Gelt!" fiel der Stein ein — „ja, Ihr seid ein Mann von Einsicht, und die Aussichten sind auch gut, ein jeder Vater wird Euch gern seinen Eidam nennen." — „So?" versetzte der Hannes schmunzelnd, reichte das Glas dem Heger und sagte: „Was meint Ihr dazu, Nachbar im Grünen? Würdet Ihr mich gern Euren Eidam nennen?" — Wir schauten alle auf und meinten, er sage das nur zum Spaß. Der Heger meinte es auch und sagte: „Fragt nur den, der hoffen darf, einen solchen fetten Tochtermann zu bekommen. Versteht recht!" Da schlug der Hannes auf den Tisch, daß die Gläser und Flaschen in die Höhe sprangen: „Narrenspossen!" schrie er; „ich weiß mir Geld zu verdienen, brauch's nicht zu erfreien! Im Ernst, Nachbar Heger: Eure Marie wird mein Weib oder keine — wollt Ihr sie mir geben, so schlagt ein!" Der Stein machte ein ellenlanges Gesicht, wir Andern sahen einander an — und eh' wir's uns versahen, war der Handel zwischen dem Heger und dem Hannes geschlossen. Dabei war der Flurschütz zugegen gewesen, und das hatte ihn fort und nach dem Wäldlehaus getrieben, wo er ein so jähes Ende fand.

Es ist mir, als säh' ich eben jetzt den Mundl todtenbleich

in die Schänkstube treten und uns Gerichten die grausige Mähr melden. Alles, was da um den Schänktisch saß, sprang entsetzt auf — nur der Meier Hannes nicht; der stieß einen tiefen Seufzer aus, wie Einer, dem eine schwere Last vom Herzen fällt, schlug die Hände zusammen und starrte vor sich hin. „Habt Ihr's gehört, der Flurschütz hat sich erschossen?“ rief ihm der Heger zu; „wollt Ihr nicht mitgehen, ihn zu besehen?“ — „Geht nur! geht!“ sagte der Meier Hannes, „es greift mich zu sehr an — bringt der Marie meinen guten Abend — morgen sprech' ich zu.“

Wir brachen auf; aber nun stand wieder der Mundl wie eingewurzelt im Schänkzimmer und starrte den Meier Hannes an. Wir mußten ihn gewaltsam fortreißen. Ich wußte wohl, was es mit ihm hatte, kannte ich doch so halb und halb seine Liebschaft mit der Heger Marie und konnte ich mir denken, daß er ahnte, welcher Streich ihm drohte. Wir kamen ins Wäldlehaus und fanden Alles, wie es gemeldet war, wir ließen uns noch einmal den ganzen Hergang erzählen, auch die letzten Worte des Sterbenden wurden uns nicht verschwiegen. Aber keiner von uns konnte oder mochte denselben eine Deutung geben. So verließen wir das Haus mit dem Versprechen, den todten Mann noch in der Nacht wegschaffen zu lassen, was auch geschah.

Wenn aber auch Niemand auf die Worte des sterbenden Flurschützen weiter achten wollte, die Babet hielt sie nur zu fest im Sinn und gab ihnen eine furchtbare Deutung. Am andern Morgen war sie zeitig bei mir und sagte: „Hört, Gerichtsschöppe, Ihr wißt, was der arme Hannaugl im

Sterben gesagt und wißt auch, was er sonst geredet hat, wenn er's unter der Mütze hatte — ich hoffe, Ihr werdet darüber Anzeige beim Amt machen."

Wozu? fragte ich — was soll ich das ungekochte Geplausch vor Amt bringen? daß mich die Schreiber auslachten!

„Das werden sie nicht", sagte sie, „wenn's Beamten sind, die auf Recht und Gerechtigkeit sehen, dürfen sie's nicht! Hört auch, was der Hannaugl gesprochen hat, eh' er nächten vor mein Haus kam!" Und sie erzählte, was die beiden Liebsleute gehört hatten. Das klang freilich mir selbst nicht geheuer, ja ich glaub', es hat mir einen Stich durch's Herz gegeben. Was sagt Euer Sohn dazu? fragte ich, weil ich sonst nichts zu sagen wußte. — Der Mundl ist ein verständiger Mensch, er wird besser wissen wie ich, was von der Sach' zu halten.

„Ach, mit dem ist heut nichts anzufangen", gab sie zur Antwort; „der ist lauter Angst um sein Madl. — Ihr waret doch auch beim Leihkauf, ist es denn wahr, daß da der alte Heger die Marie an den Meier Hannes verhandelt hat?"

Ich erzählte ihr, was geschehen war. Die gute Frau schlug die Hände zusammen, weinte und rief: „Ach, mein armer Mundl! mein armer Mundl!" dann aber trocknete sie hastig die Augen und sagte: „Aus dem Handel wird nichts! Will der Meier Hannes meinen Mundl unglücklich machen, so will ich ihn dahin bringen, wo ihm 's Freien vergehen soll!" Und ohne Adieu wollte sie zur Thür hinaus. Aber ich erfaßte sie noch beim Aermel. Nicht so rasch, Babet! sagte ich, Ihr möchtet es bereuen! Was wollt Ihr thun?

„In's Oberamt will ich gehen und anzeigen, was der Hannaugl Alles gesagt hat und wie Alles zusammen stimmt, daß mein Anton nach der Kulmer Schlacht die beiden Franzosen geführt und nicht wiedergekommen, bald hernach aber der Meier Hannes den großen Handel angefangen. Das ist nicht mit rechten Dingen zugegangen."

Babet! Babet! sagt' ich erschrocken; macht Euch nicht selbst unglücklich! Ihr wißt nicht, was es heißt, einen so angesehenen Mann, wie der Meier Hannes ist, auf den Tod anklagen ohne Beweis. Das kann Euch in's Zuchthaus bringen und Euren Mundl um Haus und Hof!

„Wie kann das sein!" rief sie; „wenn in Böhmen noch Gerechtigkeit ist, so muß die Sach' untersucht werden."

Gewiß! sagte ich; wenn Ihr klagt, wird's am Untersuchen nicht fehlen. Das ist was für die Schreiber; die werden ganze Ries Papier darüber verschmieren — und was wird herauskommen? Euer eigenes Verderben, wenn Ihr den Meier Hannes nicht überführen könnt. Und das könnt Ihr nicht, denn der Hannaugl ist todt und einen andern Zeugen habt Ihr nicht. Und wenn auch der Hannaugl noch lebte, wer weiß, ob er nüchtern bestätigen würde, was er im Rausch geplauscht hat.

„Aber wenn man im Gründel-Weiher nachsuchte!" wendete sie ein.

Bah! sagte ich; der Gründel-Weiher ist tiefer wie unser Kirchthurm, wer will da hinuntersteigen! — und gesetzt, man fände darin, was Ihr denkt, so ist noch immer nichts gegen den Meier Hannes bewiesen. Und ich halt' ihn auch

einer solchen That nicht fähig, mag er sein wie er will. Wißt Ihr was, wir wollen dem Pater die Sach' vortragen; wenn's Euch recht ist, geh' ich mit Euch auf die Pfarrei; was der Pater sagt, das soll recht sein.

Sie war's zufrieden und wir gingen zum Pater. Das war ein gar lieber Herr, der ein Herz hatte für jedes Menschenleid, aber auch für jede Menschenfreude. Er hörte aufmerksam an, was ihm die Babet zu sagen hatte von ihres Mundl's bedrohter Liebe und von dem Verdacht wider den Meier Hannes. Wie sie ausgeredet hatte, sagte er:

„Ich begreife Euern Schmerz, liebe Frau; aber der gerechteste Schmerz wird zur Sünde, wenn wir ihn zu unserm Meister werden lassen. Der Mensch muß seine Freiheit wahren gegen jede Macht, auch gegen die des Schmerzes; die Freiheit verscherzen, ist Sünde und führt zu größeren Sünden. Laßt uns einmal Euer Anliegen recht betrachten. Ihr fürchtet, daß dem Sohn seine Geliebte und damit sein Lebensglück geraubt werde. Ich fürchte es nicht. Zu dem Handel, den der Heger mit dem Meier geschlossen, muß natürlich erst die Hauptperson Ja sagen, wenn er gelten soll. Ist die Marie wirklich die Person, auf der Eures Sohnes Lebensglück beruht, so wird sie Nein sagen, so wird sie lieber Alles über sich ergehen lassen als ihre Liebe verleugnen. Und steht diese Liebe fest im Feuer solcher Prüfung, dann wird Gott sie mit Sieg und Segen krönen! Hat das Mädchen aber nicht den Muth für ihre Liebe zu leiden und zu kämpfen, fügt sie sich in jenen Sklavenhandel, so ist an ihr nichts verloren; im Gegentheil, Ihr möget Gott danken, daß

er Euern Sohn vor großem Unheil bewahrte. Glaubt mir, der rechten treuen Liebe hilft Gott immer zum Sieg. Ihr habt auch geliebt; sagt selbst, hätte eine irdische Macht Euch von Euerm Anton losreißen können? Ich weiß, Ihr wäret lieber mit ihm an's Ende der Welt oder in den Tod gegangen, als daß Ihr Euch hättet einen Andern aufdringen lassen. Seht zu, ob die Heger Marie auch so brav ist!"

Der Pater hatte das Rechte getroffen. Frau Babet war ruhiger geworden; sie weinte still in sich hinein und sagte dann: „Ja, wenn die Marie ein rechtes Weib ist, wird sie dem Mundl Treue halten; ich will beten, daß Gott ihr Herz lenke. Aber darum kann ich die Sache mit dem Meier Hannes doch nicht ruhen lassen; ich muß wissen, was aus meinem Anton geworden ist. Gott weiß, was ich gelitten hab' um ihn die fünf Jahre daher."

„Gute Frau!" sagte der Pater, „laßt auch hier den lieben Gott walten. Wenn es zu Euerm Frieden nothwendig wäre, daß Ihr das Schicksal Eures Gatten erführet, so würde er es Euch enthüllen. Ich habe es an Nichts fehlen lassen, was zu einer solchen Enthüllung führen konnte. Meine Bemühungen sind fruchtlos gewesen. Es ist wahr, die Reden des unglücklichen Flurschützen leiten auf eine neue Spur — aber, Frau! mir scheint es nicht gottgefällig diese Spur zu verfolgen. Gesetzt, das Gericht ginge auf Eure Anzeige ein, es zöge den Meier in Untersuchung, aber er wäre unschuldig und es würde dies vom Gericht erkannt; würde nicht immerhin ein Makel an seinem guten Namen haften bleiben? würde nicht durch sein ganzes

Leben ein giftiger Verdacht ihn verfolgen, und würde das den ohnehin wenig zu sanften Empfindungen geneigten Mann nicht vollends verhärten und zum Menschenfeind machen; mithin auch zum Feinde Gottes? Möchtet Ihr das auf Euerm Gewissen haben, Frau? Aber es ist auch möglich, daß der Angeklagte, obschon unschuldig, durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen von der so leicht irrenden menschlichen Gerechtigkeit schuldig erfunden und verurtheilt wird — möchtet Ihr das auf dem Gewissen haben? Nehmen wir endlich den Fall an, der gräßliche Verdacht wäre gegründet und der Angeschuldigte würde überwiesen — was wäre damit gewonnen? Würde der Todte wieder lebendig durch das Blut des Mörders? Erhieltet Ihr Euern Gatten, erhielte der Sohn den Vater wieder, wenn Ihr einen Mann aus der Welt schafftet, den Gott vielleicht durch seine Güte hier zur Buße leiten wollte? Denn Gottes Wege sind nicht Menschenwege. Oder meint Ihr den Gatten rächen zu müssen? Nein, das meint Ihr nicht, denn Ihr seid eine christliche Frau und kennt das Wort: „Mein ist die Rache, spricht der Herr, ich will vergelten.“ Oder glaubt Ihr, das Gebäude des Rechtes und der Ordnung ginge aus den Fugen, wenn ein Uebelthäter dem Arm der irdischen Gerechtigkeit entginge? Liebe Frau, es wäre längst gar aus mit diesem Bau, wenn ihn dieser gebrechliche und wandelbare Arm halten müßte. Der den unendlichen Weltenbau hält, bedarf unsers Armes nicht, um das zu stützen, was er seinem Wesen nach erhalten muß.“

So sprach der fromme Pfarrherr und sprach es nicht in den Wind; denn wie er nun schwieg, ergriff die Frau seine Hand, küßte sie und weinte darauf und sagte: „Haben Sie Dank, geistlicher Herr, und verzeihen sie mir; ich war auf falschem Wege! ich will heimgehen und meine Sache Gott anheimstellen.“

„Gott segne dich, meine Tochter!“ sagte der Pater, schüttelte ihr freundlich die Hand und versprach sie bald zu besuchen. Dann ermahnte er uns Beide zu strengem Schweigen über die Sache.

Ich begleitete nun die Babet heim; ich wollte ihr helfen den Mundl auf den rechten Weg bringen. Der arme Bursche sah ganz verstört aus. Er war im Hegerhaus gewesen, um mit der Marie zu reden, aber von ihren Eltern schnöd abgewiesen worden. Ich erzählte ihm Alles, was der Pater gesagt hatte und gab auch meinen Senf dazu. Da wurde er etwas gefaßter und schöpfte Hoffnung. Aber wie wir noch so beisammensaßen, kam der Meier Hannes über die Felder herauf, in seinem Sonntagsstaat mit aufgestreiftem weißen Hemdkragen, ein Rohr mit silbernem Knopf schwingend. Er sah stattlich aus und nie hatte ich ihn so freundlich im Gesicht gesehen. Er ging stracks auf das Hegerhaus zu. Der Mundl wurde todtenblaß und sein schönes Gesicht verzerrte sich; er knirschte mit den Zähnen und murmelte unverständliche Worte. Die arme Babet fiel ihm um den Hals und redete ihm schluchzend zum Guten. Auch ich gab mein Wörtlein drein. Was ist das für eine tolle Lieb', sagte ich, die kein Vertrauen hat! Wenn du deines Madls

nicht sicherer bist, so ist die ganze Liebschaft keinen Schnallendorn werth! Ein Bursch wie du muß auf seinen Schatz Häuser bauen können! — Das schien ihm einzuleuchten, und ich verließ das Haus in der besten Hoffnung.

Der Meier Hannes blieb lange auf seinem Werbegang. Erst nach zwei Stunden sah ich ihn wieder das Dorf herabkommen, und das wollte etwas sagen von einem Mann, der jede Minute zu Rathe hielt. Ich stand unter der Hausthür, als er vorbeiging. Er grüßte mich lächelnd. 's ist richtig, dachte ich, konnte mich aber nicht enthalten zu fragen: Nun, wie steht's, Herr Hannes, werden wir bald das gute Zeug auflegen können zu Euerm Ehrentag? „Hm!" sagte er, „gut Ding will Weile haben; Ihr wißt, ein Mädchenherz läßt sich nicht in einem Schmiedefeuer weich machen und flugs hämmern, wie man's haben will; aber will's Gott, so bestell' ich in vierzehn Tagen das Aufgebot. Ihr wißt, das Madl hat ein wenig Liebschaft mit ihrem Nachbarkind; es ist ein braver Bursch, aber er hat Nichts, und der Heger würde ihm seine Tochter verweigern, wenn ich auch nicht im Spiel wäre; das sieht auch die Kleine ein, aber es thut ihr doch leid um den Burschen und sie möchte nicht gern ihm so mir nichts dir nichts den Abschied geben. Wie ist's, Joseph?" — so heiß ich nämlich — „Ihr seid gut bekannt im Wäldlehaus — vielleicht wäre den Mundl mit einem runden Sümmchen mehr gedient als mit dem runden Hegerskind, das doch als seine Frau nicht gut thun würde. Wenn er gutwillig zurückträte, es sollte mir auf ein hundert Gulden Zwanziger nicht ankommen. Wollt

Ihr mir als Mittelsmann dienen, so soll's Euer Schaden nicht sein. Ich gehe damit um, das Schnallengeschäft in's Große zu treiben und brauche dann einen sachverständigen Beistand. Wir sprechen noch davon. Jetzt sagt, wollt Ihr mir bei dem jungen Pohl dienen?"

„Ich danke für Euer Zutrauen, Herr Hannes", sagte ich; „aber ich glaube, Ihr könntet dem Mundl seinen Schatz für tausend Gulden nicht abkaufen. Ich will Euch was sagen: liegt Euch so viel an der Marie, daß Ihr nicht von ihr lassen könnt?"

Er zuckte die Achseln und sah mich groß an. „Joseph!" sagte er, „ich mein', Ihr kennt mich ein wenig; bin kein Gefühlslappen; ich hatte nie besonderes Gefallen am Mondschein; (ich dachte, ja! des Paschens halber) so lang ich kein Weib brauchte", sagte er, „bin ich keinem nachgelaufen. Jetzt brauch' ich eins, und darum will ich mir eins nehmen. Ich könnte eine Reiche freien, aber das Geld herz' ich nicht. Ich will ein schönes, lustiges Weib, an dem ich meine Freud' haben kann. Und ein solches ist die Marie; drum will ich sie in mein Haus führen, und wenn ich etwas will, so setz' ich's durch — Ihr kennt' mich, Joseph!"

Ob ich ihn kannte — ich wußt' es selbst nicht — ich mußte an etwas Entsetzliches denken — aber als ich ihm forschend in's Gesicht sehen wollte, war's, als wollt' er mich selbst mit seinem Blick durchbohren. Ich weiß, Ihr seid ein gewiegter und unternehmender Mann, sagte ich die Augen niederschlagend, denn mein Gewissen strafte mich um meine Gedanken.

„Nun, ich sage Euch“, nahm er wieder das Wort: „die Marie wird mein Weib, der Bursche da oben mag sich geberden wie er will —“

Aber sagte ich, es wäre doch unrecht, das Mädchen zu zwingen —

„Bah!“ versetzte er; „zwingen! wer kann ein Weibsbild zwingen! Wenn es mir gelingt, der Marie begreiflich zu machen, daß ich der rechte Mann für sie bin, so liegt darin kein Zwang. Und es soll mir gelingen. Ich habe mit dem Mädchen heut zum erstenmal mehr als zwei Worte geredet und kenne sie bereits besser als der junge Pohl. Dies Weib ist nicht aus dem Holz gedrechselt, aus dem man Liebesheldinnen macht; es ist ihre Natur nicht, aus Liebe unglücklich zu werden; sie hat keine Anlage zur Mondsucht; sie ist ein eitles, feuriges, lebenslustiges Ding; es muß auch solche Dinger geben; mir ist sie gerade recht und ich bin der Mann für sie. Sprecht mit dem Pohl und macht's ihm klar, daß er mit jeder Andern besser fahren würde, wie mit der Marie. Er könnte sie weder befriedigen noch bändigen. Mir wird sie ein braves Weib sein. Wollt Ihr?“

Ich will's versuchen, sagte ich. Darauf schlug er ein und ging seine Wege.

Ich hielt mein Wort. Aber es war, wie ich mir gedacht. So behutsam ich dem Mundl meine Eröffnung machte, so wild fuhr er bei der ersten Andeutung auf. Er nannte mich einen falschen Kuppler, schwor, daß er eher von unserm Herrgott als seinem Madl lassen werde.

Er sähe ja nun klar, daß sie auch nichts von dem Schacher wissen wollte. Kurz, ich mußte einpacken. Der arme Mundl baute auf einmal Häuser auf sein Mädchen.

Als ich den Meier Hannes Bericht erstattete, sagte er kalt: „Der tolle Bursch! so behalt' ich mein Geld, und er bekommt das Mädchen doch nicht.“ Mir war aber ängstlich zu Muthe. — Wer weiß nur, was der arme Mensch in der Verzweiflung thut! sagte ich und sah ihn scharf an — Herr Hannes bedenkt, daß ein verzweifelter Mensch zu Vielem fähig ist, was einem ruhigen und vernünftigen nicht in den Sinn kommt!

Der Hannes wurde roth und ein Blitz, der mich erschreckte, flammte aus seinen pechschwarzen Augen. „Joseph!“ sagte er; „schaut mich an: bin ich der Mann, der sich vor der Wuth eines Knaben zu fürchten hat? Mit dieser Hand würde ich ihm die Knochen zerquetschen, wenn er mich anrührte.“

Aber habt Ihr nicht sonst etwas von ihm zu fürchten? fragte ich schüchtern.

Er runzelte die Stirn — mir ward unheimlich zu Muthe. „Joseph!“ sagte er, mich an der Schulter packend, „ich bin nicht die Memme, die man mit altem Weibergewäsch in's Bockshorn jagt —“

Um Vergebung! sagte ich; ich meinte es ja nicht bös — ich wollte nur —

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach er mich, „warnt den Burschen, daß er keinen dummen Streich macht! warnt ihn nachdrücklich! denn ich schone nicht, wenn es

gilt meine Ehre zu retten. Warnt ihn!" Dann nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein oberes Zimmer, wo er mir vom Besten auftischte, was er in Küche und Keller hatte. Aber ich konnte wenig genießen, so beklommen war ich. Was wird aus dem Handel werden? dachte ich einmal über das andere; aber ich wußte nicht, sollte mir mehr für den Mundl bangen oder für den Meier Hannes.

Ich ließ noch den nämlichen Tag die Babet zu mir holen, erzählte ihr Alles, was der Meier Hannes mit mir geredet, und drang in sie, Alles aufzubieten, um den Mundl von jeder Unbesonnenheit zurückzuhalten.

Vierzehn Tage lang konnte ich mich um den Handel nicht weiter bekümmern. Denn ich hatte vollauf mit der Assentirung unserer militärpflichtigen Mannschaft zu thun. Es ist dies wohl das mißlichste Geschäft für einen Gemeindebeamten. Fast kein junger Bursch hier zu Gebirg will gern Soldat werden. Da stiehlt sich der Eine fort, der Andere gibt einen Leibesschaden vor oder macht sich einen, ein Dritter will spendiren, kurz, man hat seine liebe Noth, die nöthige Mannschaft zu stellen. Und dazumal war die Sache noch nicht so fest geregelt wie jetzt. Zu den Pflichtigen gehörte eigentlich auch der Mundl, aber als einziger Sohn und Ernährer einer Wittwe wurde er als frei betrachtet. Dem Heger und dem Meier Hannes wäre es freilich sehr bequem gewesen, er hätte mit nach Leitmeritz zur Assentirung gemußt und wäre gleich als Soldat eingestellt worden, aber davon konnte unter bewandten Unständen nicht die Rede sein. So führte ich denn mein Herdchen ohne den

Mundl in's Oberamt, von wo aus die Reise mit der gesammten Herrschaftsmannschaft nach Leitmeritz gehen sollte.

Wie wir nun auf dem Amtshof standen, kommt ein Bauerwagen daher gerasselt, oben auf der Heger mit seiner Flinte und unten auf dem Bret der Mundl an Händen und Füßen gebunden, trotzig vor sich hinstarrend. Mir ward nicht wohl, wie ich das sah. Hatte der Unglücksmensch etwas wider den Meier Hannes oder gar gegen die Heger Marie unternommen? Oder hatte der Meier Hannes im Oberamt geschmiert, daß es ihm den Nebenbuhler vom Hals schaffte, indem es ihn mit Gewalt zur Assentirung schleppte? Da hätte ich auch noch ein Wörtlein mit zu reden gehabt. Hollah! rief ich dem Heger zu; was ist mit dem Pohl? Ihr bringt ihn doch nicht etwa mit Gewalt und wider Recht zur Assentirung?

„Was geht mich die Assentirung an!" versetzte der Heger kurz; „ich hab's blos mit Waldfrevlern zu thun. Als solchen hab' ich den Burschen da ertappt und festgenommen."

Was hat er denn gethan? fragte ich.

„Das werdet Ihr gleich hören, wenn Ihr mit auf's Oberamt kommt", antwortete er.

Ich hieß meine Leute warten und folgte dem Wagen. Ich will's kurz melden, was mir vor Amt kund und gleich darauf von Mundl's Mutter näher erläutert ward. Der arme Bursch hatte vergebens mit seinem Mädchen zusammenzukommen gesucht. Die Hegersleute hatten ihm den Einlaß verweigert und die Marie eingesperrt. Darüber war er in Verzweiflung gerathen; er hatte weder gegessen noch

getrunken, war unruhig umhergeschlichen und des Nachts in kein Bette gekommen. Umsonst hatte die Mutter ihm zugeredet; endlich war sie selbst in's Hegerhaus gegangen, um mit der Hegerin zu sprechen. Die war kurz mit der Erklärung da gewesen: „Schade ums Wort, Nachbarin; meine Marie wird Rothegutswirthin; das Wäldlehaus wird eine andere Wirthin finden!" — „Kann ich nicht mit der Marie ein Wort reden?" hatte die Babet gefragt. „Wozu?" war die Antwort gewesen — „das macht dem Madl nur den Kopf wüst; sie will das vierte Gebot in Ehren halten, und darin soll man sie nicht irre machen!" Dabei war es geblieben. „Schlag' dir das Madl aus dem Sinn, mein Mundl!" hatte die Babet bei der Heimkunft zu ihrem Sohn gesagt; es muß doch ihr Wille auch sein, daß es mit dir aus sei. Da hatte der Mundl hitzig des Mädchens Partie genommen. „Wenn es ihr Wille wäre, würden sie sie nicht so absperren", hatte er gemeint und war dabei geblieben, daß sie mit Gewalt gezwungen würde, den Hannes zu heirathen. Darauf war er in den Wald gegangen und den halben Tag nicht wiedergekommen. Wie er nach Haus gekommen, war er viel ruhiger und fast lustig gewesen; die Mutter hatte gute Hoffnung gefaßt. Es ist ein Unglück, daß es gerade keine Arbeit im Handwerk gibt, hatte sie gedacht; wenn er recht zu thun hätte, würde er bald darüber weg sein. Dann hatte sie gesagt: „Willst du dir nicht etwas zu thun machen, Mundl? Du könntest das Hinterdach umdecken." Da hatte er geantwortet: „Ja, Mutter, ich will mir etwas zu thun machen,

aber etwas Besseres.“ — „Was denn?“ — „Nun das wirst du schon sehen, wenn's fertig ist.“ — Gut! hatte die Mutter gedacht, und war ruhig geworden.

Den andern Morgen mit Tagesanbruch war der Mundl schon mit Spitzhaue und Schaufel in den Wald gegangen. Was mag er nur vorhaben! hatte die Mutter gedacht. Nun was hatte er vor? Der Heger hatte es bald weg. Der sah ihn in den Wald gehen und folgte ihm in der Entfernung nach. Der Mundl schlug den Weg nach dem tiefen Gründel ein. Das ist eine Telle mitten im Wald nach der Landesgrenze hin. Die Seiten sind mit schöner Birkenjugend bewachsen, die Sohle ist künstliche Wiese. Unten verliert sie sich in eine grausige Schlucht mit einer tiefen Höhle; damals war die Wiese aber ein sumpfiges Moor und gleich ob der Schlucht befand sich ein kleiner Weiher voll schwarzen Wassers, das für unergründlich tief galt. Es ging die Sage von einer Nixe, die darin hause, auch war's sonst nicht geheuer dort. Niemand ging gern dahin. Doch führte die alte Straße nahe vorbei. Also dorthin ging der Mundl mit seinem Werkzeug, und was machte er? Er hackte und grub in den Damm, der den Weiher von der Schlucht trennte. Der will den Weiher ablassen und meine Fische stehlen! hatte der Heger gedacht; wart', dem will ich das Handwerk legen, jetzt mag er mir graben, bis er an's Wasser kommt. So sagte nämlich der Heger vor Amt aus, wer weiß, was er für Hintergedanken hatte. Er wartete zwei, drei, vier Tage — einen Morgen wie den andern ging der

Mundl in's Gründel und grub. Endlich war's nun Zeit, ihm in den Arm zu fallen; der Heger nahm einen Förster-burschen und eine Gerichtsperson aus Grünwald mit und fing den Mundl bei seiner Arbeit. Seine Anzeige lautete auf versuchten Fischdiebstahl und Verletzung des herrschaftlichen Waldgrundes. Ich wußte wohl, daß es der Mundl auf etwas ganz Anderes abgesehen hatte als auf die Fische des Hegers. Ihr hättet besser gethan, die Sache für Euch abzumachen, sagte ich zum Heger als wir vom Amt gingen; — weiß der Meier Hannes von der Geschichte? „Wie ich zur Arretur gehen wollte", sagte der Heger, „kam er gerade gefahren, um meine Frauensleut zu einer Pläsirreise nach Prag abzuholen. Da hab' ich ihm gesagt, was im Werke sei."

Und was meinte er? fragte ich.

„Was sollt' er meinen?" versetzte der Heger. „Er meinte: Wer nicht hört, muß fühlen."

Ich wußte nicht, was ich denken sollte; der Ausdruck klang nicht nach Gewissensangst. — Und der Meier ist mit den Frauensleuten nach Prag gefahren? fragte ich wieder.

„Freilich!" sagte der Heger.

Also ist die Sache mit der Heirath in Ordnung?

„Wenn sie heimkommen, wird sie in Ordnung sein—"

Aber was sagte Eure Tochter, als Ihr den Mundl arretiren wolltet?

„Bah! die Weiber müssen nicht Alles wissen, sie erfährt den Handel zeitig genug, wenn sie unter der Haube ist."

So! so! sagte ich — aber Ihr hättet glimpflicher verfahren können, Heger; es wäre wohl für alle Theile besser —

„Ich thu' meine Pflicht, damit basta!“ gab er unwirsch zur Antwort und wendete mir den Rücken.

Gleich darauf kam die Babet athemlos gelaufen. „Wißt Ihr schon?“ rief sie mir entgegen. Freilich! sagte ich, Alles weiß ich — der arme Mundl! Und was wird das für ein Proceß werden, wenn er verräth, was er gewollt hat? Denn er wird natürlich nicht für einen Fischdieb gelten wollen.

„Nichts soll er verrathen!“ sagte sie; „so wahr ich ihn an dieser Brust genährt habe; kein Wort soll er verrathen, wenn er noch nicht verhört ist und ich zu ihm darf. Bringt mich nur gleich zu ihm!“

Ich ging mit ihr; meiner Bitte öffnete sich der Gewahrsam des armen Burschen. Die Mutter flog an seinen Hals und eine Zeitlang hingen die beiden Menschen schluchzend aneinander. Endlich machte sich die Mutter los und sagte: „Mundl, trag' dein Schicksal mit Geduld und besteh' es wie ein Christ. Es würde mir das Herz brechen, wenn du einen weitern Fehltritt thätest, denn ich müßte mich der Schuld dazu anklagen. Ja, mein lieber Sohn, ich bin Schuld an dem ganzen Unglück; als treue Mutter hätte ich dein junges Herz bewahren sollen vor deinen Augen; ich hätte wissen sollen, daß die Heger Marie nie dein Weib werden konnte, denn ich wußte, daß ihr Sinn nach Putz und Lust und Herrschaft stand

von Jugend auf; aber mich eitle Mutter kitzelte es, mir das schönste Mädchen weit und breit als Sohnsfrau vorzustellen. Ich hätte bedenken müssen, daß mein Sohn ein Weib braucht, das in Zucht und Ehre Mühe, Last und Sorge mit ihm theilen will und kann; ich hätte dich abziehen sollen; von einem Mädchen, das mehr Zeit vor dem Spiegel zubrachte als am Herd, das keinen Milchasch in die Schwemme thun konnte, ohne erst ihr Bild darin anzuäugeln. Ich ließ dich in dein Unglück rennen, ich steuerte dich darauf. Aber der liebe Gott sorgte besser für dich als deine verblendete Mutter; er verhütete das Unglück, weil es noch Zeit war; nun geht es freilich nicht ohne Schmerz ab; aber du wirst doch nicht für dein ganzes Leben elend. Den Schmerz, den dir Gottes Gnade verursachte, habe ich verschuldet; und wenn du in mein Herz sehen könntest, so würdest du sehen, wie ich ihn doppelt leide, da ich dich ihn leiden sehe. Mundl, willst du mir noch größeres Herzeleid machen?"

Er fiel ihr schluchzend um den Hals und sagte: „O nein, Herzensmutter, nein! vergib mir Alles. —"

„Ich habe dir nichts zu vergeben", sagte sie; „aber nicht wahr, du lässest mich auch nicht mehr ausstehen, als ich schon ausgestanden hab' in diesen Tagen — du trägst Alles, was sie dir aufbürden, um meinetwillen?"

„Soll ich mich denn aber zum Dieb machen lassen?" fragte Mundl —

„Nein, dazu kann dich Niemand machen, als du selbst", versetzte sie; „du sollst nur den Verdacht und die

Strafe des Diebstahls auf dich nehmen, als ein Kreuz, das dir und deiner Mutter von Gott aufgelegt wird, denn was dir geschieht, geschieht auch mir — aber wer's in Geduld hinnimmt, der braucht's doch nicht zu tragen, sondern der Heiland trägt's für ihn. Willst du, lieber Sohn?"

„Ja, Mutter, ich will", sagte er und gab ihr die Hand.

„Und willst nicht sagen, was du im Gründelweiher gesucht, und willst über Alles schweigen, was wir vom Hannaugl gehört haben?"

„Ich will", versprach der gute Bursch und die Mutter schloß ihn in ihre Arme. Jetzt machte der Thurmschließer, der uns allein gelassen hatte, dem Auftritt ein Ende. Ich hatte Mühe, meine Augen zu trocknen, um nicht wie eine alte Frau vor meiner jungen Mannschaft zu erscheinen.

Der Mundl hielt redlich Wort. Er ließ Alles über sich ergehen, und es ging ihm wahrlich hart; er ward unter die Soldaten gesteckt, um diesen Preis behielt er seinen ehrlichen Namen. Die arme Mutter theilte mir die Schreckenspost mit zitternder Stimme mit; aber sie klagte nicht. „Gott will es — Gott weiß am besten, was uns gut ist" sagte sie; „und er wird eine arme alte Wittwe nicht verlassen."

Der Mundl war schon nach Theresienstadt abgeführt.

3.

So war der Meier Hannes den Nebenbuhler auf einmal los. Vier Wochen darauf war die Hochzeit. Am Tage vor dem Polterabend übergab mir der glückliche Bräutigam hundert Gulden zur Unterstützung für die Wittwe, der er ihre Stütze geraubt, denn daß er mit seinem Geld hinter dem Handel stak, konnte mir kaum zweifelhaft sein. Ich hätte ihm gern meine Meinung gesagt, aber das wäre thöricht gewesen auf bloßen Verdacht hin. So nahm ich das Geld und bat, er solle ja ferner christlich an der schwer geschlagenen Frau handeln.

„Sie braucht nicht zu wissen, von wem es kommt", sagte er, „und es soll nicht bei diesem da bleiben; Noth soll sie nicht leiden, so lang' ich lebe." Na, das ist doch hübsch, dachte ich, drückte ihm die Hand und nahm das Geld in Verwahrung. Zehn Gulden wollte ich der Babet gleich geben. Ich machte mich damit auf den Weg. Unter der Thür vom Wäldlehaus stieß ich auf die Jungfer Braut. Sie ging in Sammt und Seide, sah aber bleich und verweint aus. Ich konnte ihr kaum einen Gruß bieten, so verächtlich war sie mir. „Was wollte die Dirne bei Euch?" fragte ich die Babet.

„Ihr könnt's Euch wohl denken", sagte sie; „das Gewissen trieb sie her. Sie sagte, sie könnte nicht zum Altar gehen, wenn ich ihr nicht verziehen und sie nicht wüßte, daß auch der Mundl ihr vergeben. Nun, ich vergab ihr gern und wies ihr den Brief, den ich gestern vom Mundl

erhalten, worin er ihr Glück und Segen wünschte. Da brach sie in helle Thränen aus und konnte sich lange nicht von dem Brief trennen. „O er ist so gut, so seelengut!“ rief sie aus, „warum fiel seine Lieb' auf keine Bessere! Ich bin ihn nicht werth, das wußte ich, und darum gab ich ihn auf!“ Und von Neuem las sie den Brief. Dann sagte sie: „Wäre es nicht zu spät, so sagte ich dem Meier heut' noch auf und bliebe dem Mundl treu bis er wieder los wird. Ich hab' ihn doch über Alles lieb gehabt.“ Ich sagte, sie sollte den Mundl nun vergessen und ihrem Bräutigam eine rechtschaffene Frau werden. Gewiß sei es so am allerbesten, wie es eben gekommen. Dann hing sie sich weinend an meinen Hals und küßte mich und bat mich, daß ich ihr immer eine gute Freundin bliebe. Im Grund ist ist sie doch ein gutherziges Ding —“

Aber ohne Charakter! sagte ich — es ist nichts an ihr verloren! Gott wird dem Mundl ein besseres Weib geben, wenn es Zeit ist, und Euch, Mutter Babet, wird er auch ein Helfer sein. Seht, da hat mir ein guter Freund, dem Eure Verlassenheit nahe geht, ein kleines Geschenk für Euch gegeben. Er will nicht genannt sein; braucht es gesund!

„Wer sich auf Gott verläßt, ist nicht verlassen!“ sagte sie; „glaubt mir, die größte Noth hab' ich hinter mir, das war die Seelennoth, darin ich schwebte an dem Tage, wo wir mit einander beim Pater waren. Das Geld nehm' ich; es soll meinem armen Mundl zu Gut kommen; bringt dem unbekannten Freund meinen Dank.“

Ich will nichts erzählen von der großen Hochzeit im Rothen Gut. Es gab Leute genug, die sich ihr Bestes dabei dachten, die die schöne in Gold und Atlas schimmernde Braut innerlich verachteten und den Meier Hannes verklagten — aber der große Haufen tanzt allwärts um das goldene Kalb. Acht Tage dauerte die Hochzeitslust, dann ward es still im Rothen Gut und Frau Marie mußte Wirthin sein.

Der Meier Hannes hatte wahr gesprochen: ihm war die Marie ein braves Weib. Wenn er es an nichts fehlen ließ, um sie zu putzen und in Fülle leben zu lassen, so wußte er ihr doch auch von Früh bis Abends vollauf zu thun zu geben. Sie hatte Vergnügen am Handel und fand sich leicht hinein; in kurzer Zeit konnte der Meier Hannes sagen: hätte ich mir die reiche, schwerfällige Stein Veronel genommen, so käme ich doch nicht so weit, wie ich mit meiner muntern Marie komme. Aber man muß der Mann für sie sein.

Auch sonst ging's erwünscht in dem neuen Ehestand. Bevor das Jahr um war, taufte der Pater schon ein Zwillingspaar im Rothen Gut. Fast zur selben Zeit ward der glückliche Vater Richter im Ort. Das darauf folgende Jahr brachte ihm der Storch wieder ein Mägdlein und der Postbote eine Terne vom Lotto. Im dritten Jahr gab's wieder einen Zuwachs zur Meierschen Familie, aber auch einen hochansehnlichen zu ihrem Gut. Der Hannes erstand den Eisenhammer im Franzensthal mit 800 Strich Feld- und Waldgrund. Nun eröffnete er auch gleich die Schallen-

fabrik und zog in kurzer Zeit die ganzen Schnallenmacher an sich. Kurz, Alles ging ihm nach Wunsch; er wuchs zusehends; er legte einen Geldwechsel an, kaufte von der Duxer Herrschaft für zweihunderttausend Gulden Holz auf dem Stock in fünf Jahren zu schlagen und zu bezahlen, und gewann durch den Verkauf an die sächsische Flöße Hundert vom Hundert. Frau Marie sorgte für eine gute Schüssel und volle Wiege und blühte dabei immer wie eine Pfingstrose, zum ungeheuern Aerger der Stein Veronel, die es nicht vergessen konnte, daß ihr die Marie den fetten Freier weggeschnappt hatte.

Ueber all den Segen im Rothen Gut hätte man nun seine Freud' haben können, wäre davon ein christlicher Gebrauch gemacht worden. Aber in den Händen des Meier Hannes ward er zum Fluch für seine Mitmenschen. Die armen Arbeiter zog er erst durch gutes Lohn an sich; er gab ihnen Vorschüsse an Geld und Waaren; er half ihnen, wo er konnte; aber hatte er sie mit einer guten Summe im Buch, dann ging der Druck los; er zog hohe Zinsen ab, zahlte mit theuern Waaren, statt mit Geld, und am Ende sanken die Leute mit aller blutsauern Arbeit nur immer tiefer in seine Schuld, bis er zuletzt Herr ihres ganzen Eigenthums war und es nur von seiner Gnade abhing, ob sie nackt von Haus und Hof gehen müßten oder nicht. So ward ihm die Mehrzahl der Ortsbewohner so gut wie leibeigen. Es ist wahr, er trieb es selten bis zum Aeußersten, nämlich zur Exekution; aber das war nicht sein, sondern seines Weibes Verdienst. Denn das muß man der Frau Marie zur Ehre nachsagen, daß sie der Habgier ihres Mannes nicht in alle Wege folgte.

oft auch Wunden heilte, die jene schlug. Oefters begegnete der Fluch über die Härte des Mannes dem Segen über die Milde der Frau auf einer Schwelle.

Wodurch sie aber die Schuld ihrer Jugend am meisten auslöschte im Gedächtniß der Verständigen, das war ihre Treue gegen Mundl's Mutter, seit sie selbst Mutter war. Sie fühlte, was einer Mutter ihre Kinder sind, und wußte nun, welches Weh der armen Babet in ihrem Sohn zugefügt worden. Im zweiten Jahre ihrer Ehe wurde die Wittwe schwer krank; da hielt ihr die junge Frau eine Wärterin, schickte ihr den besten Arzt, kochte für sie und besuchte sie jeden Tag, kurz sie war ein rettender Engel für die Verlassene. Babet genaß wieder und wußte nicht, wie sie ihrer Wohlthäterin danken sollte. „Ihr seid mir keinen Dank schuldig", sagte Marie, „denn ich tilgte nur einen kleinen Theil meiner großen Schuld. Aber wenn Ihr mir eine recht große Liebe erzeigen wollt, so vernichtet Euer Haus und zieht zu mir als Hüterin meiner Kinder."

Aber das lehnte Babet ab; es war ihr unmöglich, mit dem Manne unter einem Dache zu wohnen und an einem Tisch zu essen, den sie einmal für den Mörder ihres Gatten gehalten.

Dagegen sah sie es gern, wenn Frau Marie ihre ältesten Mädchen, die Zwillinge, oft zu ihr brachte und sie zu halben Tagen bei ihr ließ. Die Kinder gewöhnten sich auch bald so an die sanfte Frau, daß sie im kleinen Wäldlehaus fast lieber waren als in dem großen Rothen Gut Die eine besonders, die auch Marie hieß und das vollkommene Eben-

bild ihrer Mutter war, hing mit ganzer Seele an der Matrone und es war oft schwer, sie von ihr fortzubringen. Babet war auch ihre erste Lehrerin, sie lehrte sie beten und lesen. Und wie das Kind schon anfing verständig zu werden, lauschte sie der alten Frau manches ab, was ihr besonders wohl that.

Nichts aber ging der guten Mutter über eine Unterhaltung von ihrem fernen Sohn. Der stand in Welschland, zu Ancona, bei demselben Jägerbataillon, wo unser gnädiger Herr Hauptmann war. Er hatte sich mit seinem Stand befreundet und war bald Oberjäger geworden. Er schrieb alle Monate seinen Brief, und die Ankunft eines solchen Briefes war in Wäldlehaus ein Fest. Die gute Babet konnte aber nicht Geschriebenes lesen, da schickte sie allemal nach mir, und ich mußte den Brief vorlesen. Dabei durfte die kleine Marie nicht fehlen. Wie gespannt horchte das kleine Wesen! Wie unverwandt hingen ihre großen Augen an meinem Munde. Und was für entzückte Blicke wechselte sie mit der Mutter Babet, wenn eine besonders schöne und freudige Stelle kam. Man sah es an den Briefen, daß der Mundl seine Zeit bei dem Militär gut anwendete. Jeder Brief ward schöner in Schrift und Styl. Natürlich konnte Frau Babet auch nicht schreiben; so mußte ich auch die Briefe für sie beantworten. Dann saß die Kleine dabei und folgte mit ihren Augen regungslos den Zügen meiner Hand. Auch mußte ich den Mundl von ihr grüßen und ihm sagen, welche Fortschritte sie im Lernen machte. Und sie lernte brav. Eh' ich mich dessen versah, war ich von meinem Schreiberposten abgesetzt, und sie versah ihn selbst, ein zehnjähriges Kind.

Mittlerweile war der Meier Hannes immer größer geworden; weit umher hieß er nur der Rothschild von Grünwald. Und er wuchs noch immer; er schlug einen Acker zum andern und machte sich eine Hand nach der andern zinsbar. Aber auch die Seufzer über ihn häuften sich zu Bergeshöhe. So vergingen Jahre; Jahre des Gedeihens für den Wucherer, Jahre des Druckes für viele hundert Arbeiter. So lange Frau Marie lebte, fand der Druck noch Linderung, und die Seufzer wurden nicht zu lauten Flüchen; aber im fünfzehnten Jahr ihrer Ehe starb Frau Marie im Kindbett, und mit ihr der Engel der Armen, aber auch der gute Engel des Meier Hannes. Ein mildthätiges Weib hält den Zorn Gottes lange von der Schwelle des Ungerechten. Wohl mochte der Meier Hannes ahnen, was er in seiner Marie verlor — er wollte sich die Haare ausraufen über ihrem Sarge; es war fürchterlich, wie der Schmerz dem harten Manne mitspielte. Der liebe Herr Gott wollte seine Seele rühren, ob sie nicht in sich schlüge. Aber als der wilde Schmerz ausgetobt hatte, war es mit dem Hannes ärger als zuvor. In seinen Geldhaufen suchte er Trost, im riesenhaften Zusammenscharren seine Zerstreuung.

Darüber verwahrloste er seine Kinder. Was hätte der reiche Mann an sie wenden und aus ihnen machen können! Er ließ sie verwildern. Sie genossen den Dorfschulunterricht wie alle andern Kinder, aber sie waren schlimmer daran wie die Kinder der Armen, weil sie nicht wie diese zur Arbeit angehalten wurden. Die beiden Aeltesten, Marie und Cilly, zwar waren schon hübsch große Mädchen, die zur Noth

Mutterstelle an den kleinen Waisen hätten vertreten können; aber Cilly mußte ihrem Vater im Geschäft helfen und Marie die große Wirthschaft führen. So blieben die Kleinen meist sich selbst überlassen oder in den Händen roher Dienstboten. Es fehlte nicht an Freunden, denen das Schicksal der Kinder zu Herzen ging und die dem Vater riethen, entweder eine tüchtige Erzieherin für die Kinder anzunehmen, oder sie nach Leitmeritz in Pension zu geben. Dann sagte er wohl: ja, es soll geschehen. Aber es geschah nichts, bis es hieß: der Meier Hannes heirathet die Stein Veronel von Kosten, die mit ihrem Geld noch immer auf den Mann wartete.

Ich war im Wäldlehaus bei der Mutter Babet, als die Meier Marie athemlos hereintrat und meldete, daß sie an der Stein Veronel, die ihre Mutter so bitter gehaßt hätte, eine Stiefmutter haben sollte. „Wie wird's uns Kindern gehen, besonders den kleinen!" seufzte sie und weinte.

Die Marie war jetzt sechszehn Jahre alt und eine blühende Jungfrau, die leibhaftige Mutter, nur ernster und gelassener in Thun und Geberden. Man mußte seine Freud' an ihr haben. Züchtig war sie wie eine Klosterfrau und mildthätig wie eine barmherzige Schwester. Sie hatte ihre Anhänglichkeit an die Babet treu bewahrt, und so große Sorge auf ihr lag, so versäumte sie doch keinen Tag einen Sprung in's Wäldlehaus zu thun. Sie besorgte auch noch den Briefwechsel zwischen der Frau und ihrem Mundl, und manches sinnige Geschenk von ihrer Hand fand seinen Weg mit nach Welschland an den kaiserlichen Feldwebel Sigismund Pohl, bald ein Tabaksbeutel, bald eine Brieftasche,

bald eine Geldbörse und was nur ein geschicktes und sinnreiches Frauenzimmer für niedliche Sachen zu schaffen weiß. Ja, weil er einmal geschrieben hatte, unser Herr, bei dem er sehr gut angeschrieben stand, habe ihm Aussicht auf einen Försterdienst nach bestandener Dienstzeit gemacht, wobei nur das schlimm sei, daß er nichts vom Forstfach verstehe; so ließ die Marie die besten Bücher über das Forstfach kaufen und schickte sie ihm in prächtigen Einbänden zum Namenstag. Eine größere Freude, schrieb er darauf, hätte ihm in dieser Welt nicht widerfahren können, als dieses vortreffliche Geschenk; er wolle aber auch einen Gebrauch davon machen, daß die freundherzige Geberin einmal selbst ihre Freude daran erleben sollte. Sie schrieb auch jetzt nicht mehr allein im Namen der Mutter Babet, sondern fügte allemal eine Nachschrift für sich bei, worin sie den Mundl ihren hochgeschätzten Freund nannte. Denn auf dem Todtenbett hatte ihre Mutter zu ihr gesagt: „Du wirst nicht verlassen sein, mein Kind, du wirst immer einen treuen Freund und sichern Anhalt im Leben haben; wenn ich nicht mehr bin, kommt der gute Pohl Mundl gewiß wieder in seine Heimat. Grüß ihn noch einmal von mir und halte dich so, daß du seiner Freundschaft würdig bleibst. Es gibt keinen bessern Mann, wie er ist.“ Vom Grab der Mutter hinweg war Marie in's Wäldlehaus gegangen und hatte an den Mundl geschrieben, ihm ihren ganzen kindlichen Schmerz mitgetheilt. Und er hatte ihr geantwortet aus der Tiefe seines treuen Herzens, in welchem das Bild der Verblichenen noch immer lebendig war, so daß kein anderes davor aufkommen konnte.

So hatten Beide einen gemeinsamen Schmerz, und daraus quoll ihnen auch der gemeinsame Trost, und das zarteste Freundschaftsband umschlang ihre Herzen.

Aber der Freund verzog die Weissagung der sterbenden Mutter wahrzumachen. Seine vierzehnjährige Dienstzeit war um, und er kam nicht in die Heimat, wo sich ein liebendes Mutterherz in Sehnsucht nach ihm verzehrte. „Erst mochte ich nicht heimkommen", so schrieb er, „weil ich sie nicht als das Weib eines Andern sehen konnte, nun ist mir's wieder, als könnte ich nicht leben, wo sie gestorben ist. Das arme Menschenherz ist ein seltsam Ding — ein trotzig und verzagtes Ding, wie die Schrift sagt."

Mit der neuen Heirath des Meier Hannes dagegen ging es mit Eilpost. Sechs Wochen nach jener ersten Rede davon hatten Mariens Kinder eine Stiefmutter. Und was für eine! Es wird viel Böses von den Stiefmüttern gesagt und gewiß oft mit Unverstand und großem Unrecht; aber die Frau Veronica gehörte nicht zu denen, die das schlimme Sprichwort von den Stiefmüttern zu Schanden machen. Allen Neid und alle Bosheit, welche sie gegen die selige Frau Marie im Herzen getragen, ließ sie an deren Kindern aus. Die Marie machte sie zum Aschenbrödel und die Kleinen ließ sie hungern und schlug sie blutig. Nur an die Cilly wagte sie sich nicht; die war des Vaters Liebling und rechte Hand im Geschäft; sie galt ihm für zwei Buchhalter. Während so der Meier Hannes noch immer Gut zu Gut häufte, wuchs in seinem Hause der Unfriede und die Verstörung.

„Ich trag' es nicht mehr!“ klagte eines Tages die Marie im Wäldlehaus, als ich gerade wieder einmal dort war. Mutter Babet streichelte ihr das seidenweiche Haar und sagte: „Der Mensch kann viel tragen mit Gottes Hilfe, mein Kind. Halt aus in Geduld.“

„Es ist mir ja nicht um mich“, sagte das liebe Mädchen, „sondern um die armen Kinder; ich kann sie nicht länger so mißhandeln sehen. Was würde meine selige Mutter sagen, wenn sie das mit ansehen müßte! Ich trug diesen Morgen einen Kranz zu ihrem Grabe, da war mir's, als beschwöre mich ihr Geist, ich solle die Kleinen aus den Klauen ihrer Feindin reißen. Da faßte ich mir ein Herz und ging zu meinem Vater und bat ihn, er soll mich mit den kleinen Geschwistern in das Haus da oben ziehen lassen, das er dem Kunz Cajetan abgenommen hat, der nun arm und bloß nach Polen gezogen ist. Wenn meine Mutter noch lebte, wär' das auch nicht so weit gekommen. —“

„Und was gab dein Vater zur Antwort?“ fragte die Babet.

„Das kann ich gar nicht sagen“, erwiderte die Marie, „es fehlte wenig, so hätte er mich geschlagen. — Ach“, sagte sie zu mir, „Nachbar, Er gilt etwas bei ihm, will Er nicht einmal mit ihm reden? Thu Er's meiner seligen Mutter zu Lieb!“

Mit allem Willen, sagte ich, und machte mich noch selbigen Tag auf den Weg in's Rothe Gut; aber dem Meier Hannes in's Herz reden, hieß mit einem Kinder-

messer in einen Kieselstein schneiden. „Kümmert Euch nicht um meine Familienangelegenheiten, Joseph!“ sagte er, „oder wir sind gute Freunde gewesen.“ Ich ging zum Pater und bat ihn sich der armen Kinder anzunehmen. „Ich hab's schon gethan“, sagte der würdige Herr; „doch soll's mich nicht verdrießen, es von Neuem zu versuchen.“ Er ging und redete gewiß ein kräftiges Wort mit dem harten Mann, aber es blieb ohne Frucht. Die alten Hegersleute vermochten auch nichts für ihre Enkel, denn sie waren wie vom Rothen Gut verbannt. Auch machte es ihnen wenig Ehre, daß sie den einzigen Buben des Hannes, der auch Hannes hieß, bei sich versteckten, wenn er hinter die Schule lief, und das that er, so oft die Marie nicht hinter ihm her sein könnte. Doch brachte es der Pater endlich dahin, daß der Vater den dreizehnjährigen Taugenichts nach Leitmeritz auf die Schule that.

Bald darnach machte die dritte Tochter des Meier Hannes, Nanny, ein Mädchen von noch nicht sechszehn Jahren, auf dem Tanzboden Bekanntschaft mit einem Oberjäger von der Grenzwache. Es wurde viel darüber geredet, denn kein ordentliches Mädchen läßt sich gern mit einem Grenzjäger ein. Der Meier Hannes erfuhr es auch nicht sobald, als er der Nanny den Tanzbodenbesuch verbot. Aber wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier, und wo es Verliebte giebt, fehlt's nicht an Gelegenheitmachern. Es gab gute Leute genug im Dorf, die der Nanny und ihrem Oberjäger ihre Häuser zum Stelldichein öffneten. Die Nanny stahl dem Vater Zucker und Kaffee

und gab es den hilfreichen Leuten. Wie der Meier Hannes hinter die Schliche kam und die Tochter an den Haaren aus den Armen ihres Buhlen riß, war's zu spät — sie war Mutter. Der Oberjäger hatte es darauf angefangen auf diesem Wege des reichen Mannes Eidam zu werden. Er hatte sich aber verrechnet; der Vater stieß das verführte Mädchen aus dem Hause in's Elend. Er wollte es nicht einmal dulden, daß die Mutter Babet sie im Wäldlehaus aufnahm, doch die ließ sich nicht irre machen in ihrem Liebeswerk; aber sie schlug auch dem Verführer die Thür vor der Nase zu.

Auch diese Erfahrung bewog den Meier Hannes nicht, seinen Kindern eine bessere Erziehung zu geben. Freilich wenn die Kinderzucht im Prügeln besteht, so fehlte es im Rothen Gut nicht daran; die Frau Verone leistete darin das Mögliche. Vergebens drang der Pater in den Meier Hannes die Kleinen in Pension zu geben — es kostete ihn zu viel.

Niemand litt bei dem Unheil in dem reichen Hause mehr als die gute Marie. Ihre blühende Gestalt verfiel, und die Armen und alle guten Menschen trauerten im Voraus um den Engel, der seiner Mutter ins Grab nachzusinken schien. Aber der liebe Gott wollte es nicht, er sandte ihr zur rechten Zeit den Retter.

Eines Abends im Spätsommer saß ich mit der Mutter Babet vor ihrer Hausthür. Die Kuppen des Mittelgebirges glühten im Purpur der Abendsonne; heiliger Friede lag auf der ganzen weiten Natur. Wir sprachen von

dem Frieden, der auch in den Menschenherzen wohnt und und in den Hütten der Armuth, wo Gott eine Behausung hat. Drin im Zimmer saß Marie bei ihrer unglücklichen Schwester — zwei reiche Erbinnen in Jammer und Qual!

„Die armen Dinger da drin thun mir recht leid“, sagte Mutter Babet zu mir; „ich weiß nicht, ob's die Nanny überstehen wird, sie ist noch so zart; und die Marie reibt sich sicherlich auf.“

Wer weiß, sagte ich; der Mensch hält viel aus; was habt Ihr nicht alles ausgestanden, Babet!

„Ja, die Hand des Herrn hat schwer auf mir gelegen, recht schwer“, versetzte sie. „Aber mir kommt's doch vor, als sei ich nie so innerlich elend gewesen, wie diese von Jugend auf verwöhnten Kinder der Fülle. Es ist wahr, wir haben viel überstanden in unsern jungen Jahren, Ihr wie ich, Meister Joseph, erst den großen Krieg mit seinen Nöthen und Aengsten — den Schlachtengreuel unten im Thal und bei uns selbst — dann ward mein armer Anton von mir genommen, endlich auch das einzige Kind — —“ Sie konnte nicht weiter sprechen; die Thränen schossen ihr aus den Augen.

Ich mochte das Capitel nicht fortsetzen, das ihr so weh that. Ich sah vor mich über die Felder hinab in die Dorfgasse hinein. Da tauchte eine Männergestalt unten auf; sie verließ den Weg und schritt feldüber gerade auf das Wäldlehaus zu. Wer konnte es sein! Er war von hohem Wuchs, trug eine graue Pikesche mit grünem Kragen und einen Hirschfänger, wie ein Förster; aber ich

kannte ihn nicht. — Schaut doch einmal, Babet, sagte ich, wer da unten kommt!

Sie trocknete ihre Augen und hielt die Hand darüber. Sie fing an zu zittern, sie faßte meine Hand, stand auf und sank wieder nieder — „Er ist's — er ist's — o Gott! o Gott! das Herz will mir brechen —" so sagte sie, und wieder stand sie auf und breitete die Arme aus. —

Und ja, aus Bart und Sonnenbräune traten mir endlich die bekannten Züge hervor, er war es, der theure Sohn, der siebzehn Jahre entbehrte — er war es, und da lag er an ihrer Brust und glitt hinab zu ihren Füßen und umklammerte ihre Kniee, schluchzte und rief: „Meine Mutter — meine gute Mutter — vergieb mir alle Schmerzen, die ich dir gemacht — meine herrliche Mutter!"

Die Mutter konnte nichts als sich niederbeugen und ihn wieder umschlingen und ihre Zähren mit den seinigen mischen. Herr, ich bin kein Thränensack und glaub', ich hab' ein Menschenalter nicht geweint, aber jetzt brachen mir die Thränen aus den Augen wie ein Strom. Ich weiß nicht, wie lange wir alle Drei so zugebracht haben, nur das weiß ich, daß die Kuppen des Mittelgebirges nicht mehr glühten und daß es dämmerig um uns war, als ich meine Augen trocknete und aufsah. Und wie ich nun Zeit gewann, den Ankömmling willkommen zu heißen in der Heimat, schwebte ein lichter Engel aus der dunkeln Hausflur: „Gelobt sei Jesus Christ!"

Es war die Marie. Die Erregung hatte die Blässe

von ihren Wangen gescheucht, sie leuchtete in ihrer ganzen sonnigen Schönheit, gleichsam die verklärte Geliebte des Heimgekehrten. Er stand einen Augenblick überrascht, dann reichte er ihr die Hand und sagte: „In Ewigkeit! Sie sind doch keine Andere, als meine liebe Freundin Marie!“

Sie nickte und drückte seine Hand an ihr Herz — sprechen konnte sie nicht.

„Nun kommt herein, Kinder, Joseph!“ rief Mutter Babet. Da zog Marie die Mutter auf die Seite und flüsterte mit ihr; dann redete die Alte heimlich mit dem Sohn — ich konnte mir denken, was sie ihm zu sagen hatte — es betraf die arme Nanny. Er nickte traurig, und wir gingen in's Zimmer: die Nanny hatte sich aber in ihr Hinterstübchen zurückgezogen.

„Nun wollte Babet gleich kochen und backen; aber Marie jagte sie aus der Hölle, feuerte und setzte den Kaffeetopf an, als wäre sie daheim. Sie flog zum Dorfbäcker nach Kuchen und in einer halben Stunde saßen wir beim Kaffee. Da mußte der Mundl erzählen, wie er sich nun endlich vom Militär losgemacht.

„Vor vier Wochen“ — sagte er — „wußte ich selbst noch nicht, daß ich das hechtgraue Gewand sobald mit dem da vertauschen würde. Da kam unser Herr, nach dreijähriger Abwesenheit, beim Depot als Major wieder zum Bataillon. Kaum hatte er uns begrüßt, so ließ er mich vortreten und kündigte mir an: Sie müssen quittiren, Pohl, ich brauche einen Mann, der Ordnung in meine böhmischen Wälder schafft; ich mache Sie zu meinem Oberförster; Sie

können in meinem Schlosse wohnen, oder auch in Grünwald, wenn es Ihnen da besser gefällt. Entschließen Sie sich!" Aber ich bin doch kein gelernter Forstmann, Ew. Gnaden, sagte ich. „Ich weiß recht gut, welchem Mann ich das Heil meiner Wälder anvertraue", gab er zur Antwort; „Sie verstehen sich auf's Ordnunghalten und haben Ihre schönen Forstbücher nicht zum Staat auf dem Bret gehabt!" Nun, wenn es genügt, daß ich die Bücher im Kopfe habe und Ew. Gnaden mir das Vertrauen schenken, so will ich's zu rechtfertigen suchen, sagte ich. „Abgemacht!" rief er und reichte mir die Hand. Acht Tage später hatte ich meine Quittirung, und da bin ich nun als wohlbestallter herrschaftlicher Oberförster. Bin ich auch, wie gesagt, kein gelernter Forstmann, so bin ich doch auch nicht der Tropf, der sich nicht aus drei Birken zu finden weiß; mit Hilfe Ihrer herrlichen Bücher, meine liebe Marie, und eines tüchtigen Gehilfen, den ich mir aus Sachsen, der hohen Schule der Forstwirthe, holen werde, will ich mich schon einhetzen. Es muß Alles gehen, wenn man nur will."

„Und wo wirst du denn wohnen?" fragte Frau Babet, Freudenthränen im Auge.

Mundl sagte: „Natürlich so nahe wie möglich bei dir, mein Mutterle! Es wird wohl ein Haus in der Nähe zu miethen sein, wo ich mit meinem Gehilfen wohnen kann."

„Ei ja!" sagte Marie, „das Kunz-Haus steht noch leer, mein Vater weiß so nicht was er gleich damit machen soll."

„Das ist prächtig!" rief Mundl; „morgen werd' ich mit dem Papa reden."

Da war nun der Mundl der Vorgesetzte des alten Hegers geworden, der ihn einst in's Gefängniß und unter's Militär gebracht. So kann der, der heute den Fuß auf den Nacken seines Bruders setzt, morgen von seiner Gnade abhängen. Wenn doch die Stolzen und Uebermüthigen in der Welt auf solche Fälle achten wollten; aber sie thun's nicht, und wohin man schaut, schreit das Elend der Unterdrückten zum Himmel.

4.

Am andern Tage mußte ich den neuen Oberförster in's Rothe Gut begleiten. Ich vergesse die Augen nicht, die der Meier Hannes machte, als er den Mundl vor sich sah, und gar, als er hörte, er komme als herrschaftlicher Oberförster. Er zwang sich höflich zu sein, hieß uns Beide Platz nehmen und die Marie Wein aus dem Keller holen. Er fing gleich ein Gespräch vom Holzhandel an und bot, falls der Herr Oberförster Auftrag hätte, eine Waldstrecke im Ganzen zu Geld zu machen, seine Mitwirkung an.

„Sie irren sich, Herr Richter", sagte der Mundl, „die Herrschaft hat mich nicht angestellt den Wald zu verwüsten, sondern ihn zu erhalten und wieder in die Höhe zu bringen. Ich komme mit Ihnen über das Haus am obern Dorfende zu reden, ich will es Ihnen abmiethen."

Der Meier Hannes that, als hätte er einen Käufer dafür, aber aus Liebe und Freundschaft wolle er es dem Herrn Oberförster überlassen. Der Handel kam schnell zu Stande, denn der Mundl feilschte nicht. Auch die Einrichtung übernahm der Hannes; er hatte genug gepfändetes Hausgeräth in seinen Kammern. Besser konnte er es nicht an den Mann bringen. Der Meier Hannes fiel nun einmal nicht ohne Vortheil von der Bank.

Noch am selbigen Tage traf er mich auf der Gasse. „Joseph!" sagte er; „jetzt könnte mir vielleicht ein alter

Wunsch erfüllt werden. Ich wollte schon lange das tiefe Gründl mit dem Weiher von der Herrschaft kaufen — aber mit dem alten Oberförster und meinem Schwiegervater war nichts anzufangen. Seht zu, ob ihr's dem Oberförster feil machen könnt, es ist doch nur eine Last für den Forst. Aber sagt noch nicht, daß ich's kaufen will. Es soll Euch nicht an einem guten Mäkelgeld fehlen, wenn Ihr mir das Gründl verschafft. Ich versprach mein Möglichstes zu thun.

Am andern Morgen reiste der Mundl nach Sachsen, da konnt' ich weiter nicht viel mit ihm sprechen. Ich besorgte mit der Babet die Einrichtung seiner Wohnung. Aber das Beste dabei that Marie; die wußte besser als wir Alles so zu ordnen, wie es sich für einen solchen Herrn schickt. Wie hätten wir Alten wissen sollen, wie die großen Vorhänge aufzumachen oder der Mahagonisekretair gerade da aufzustellen war, wo er am besten stand. In ein paar Tagen sah es ganz nobel aus in der neuen Oberförsterei; auch das Hirschgeweih über der Hausthür fehlte nicht. Und wie Alles recht und ordentlich war, sagte die Marie: „Nun müssen wir's auch noch schmücken zum Einzug. Ich springe zum Großvater, der muß ein Fuder Eichenlaub herschaffen und ich treibe an Blumen auf, was zu haben ist; meine Nanny und Mutter Babet helfen mir Guirlanden winden."

So geschah es, und am folgenden Tage zog der neue Oberförster mit seinem Gehilfen in ein festlich geschmücktes Haus. Wir, die Mutter Babet, Marie und ich empfingen

sie an der Hausthür. Es war ein stiller, aber herzlicher Empfang. Denselben Tag noch klopfte ich bei dem Oberförster wegen des Gründels an. Er sah mich scharf an. „Ich will nicht wissen, wer Euch den Auftrag gab, Joseph, sagte er, — wer's immer sei, sagt ihm: so lange ich Oberförster wäre, käme kein Fußbreit vom herrschaftlichen Waldgrund ab; und aus der Last, die das Gründl sein soll, denk' ich mit der Zeit eine Lust zu machen!" — Damit hatte ich meinen Bescheid.

Von nun an lebte Marie neu auf; bald blühte sie wieder wie zuvor; die Tyrannei der Stiefmutter hatte ihr nichts mehr an, wenn sie auch um ihre Geschwister litt. Nur ein großer Schmerz drückte sie wieder schwer darnieder. Ihre Schwester Nanny starb im Wochenbett, ohne mit dem Vater versöhnt zu sein. Alle Bitten hatten ihn nicht bewogen, an ihr Sterbebett zu kommen.

Der Meier Hannes sah sehr betrübt darein, als ich ihm die Zeitung brachte — und alle längst vergessenen bösen Gedanken stiegen wieder auf in mir, und ich war sie erst wieder los, als ich sah, wie der Meier Hannes mit dem neuen Oberförster in bester Freundschaft fortlebte. Das machte aber wohl nur die Marie.

Vielleicht meinte er durch diese Härte seine Cilly vor einem ähnlichen Fehltritt abzuschrecken. Die hatte nämlich in dieser Zeit auch eine Bekanntschaft gemacht mit einem armen, aber achtbaren Jüngling, der die Stelle eines Rechnungsführers im Franzensthaler Hammer versah.

„Das wär' Einer, dem man ein Vierzigtausendgulden-mädel an den Hals würfe“, sagte der Meier Hannes, als Jemand den über diese Liebschaft Erzürnten besänftigen wollte. Denn 40000 Gulden sollte jedes seiner Mädchen mitbekommen. Er drohte den Rechnungsführer aus dem Dienst zu jagen, aber er unterließ es, weil er ihn nicht gut entbehren konnte und weil ihm sein Liebling Cilly leicht ein X für ein U vormachte.

Der Winter kam und verging für's Rothe Gut in leidlichem Frieden. Der Meier Hannes hatte wieder Vaterfreuden. Vielleicht wird's nun besser für die Kinder, da die Frau Verone selber eines hat, dachten wir. Auch schien es eine Zeit lang so. Aber bald sahen wir die Täuschung. Unglücklicherweis mußte der kleine Hannes auf der Schule in Leitmeritz einen dummen Streich machen, daß er fortgeschickt wurde. Er wagte sich nicht unter des Vaters Augen und kam als Flüchtling in's Hegerhaus. Der Meier Hannes verstieß ihn wie er es mit der armen Nanny gethan. Kaum aber hatte sich dieser Sturm etwas gelegt, so verschwand eines Tages, als der Meier Hannes in Teplitz war, sein Augapfel Cilly mit ihrem Rechnungsführer und einer Summe von 40000 Gulden. Das trieb den betrogenen Vater auf's Aeußerste und zerstörte den letzten Funken von Liebe gegen Mariens Kinder — dagegen schürte Frau Verone das Feuer des Zornes. Er ließ das flüchtige Paar verfolgen; in Hamburg wurden sie gefaßt; man brachte sie gefangen ein und sie mußten in's Criminal. Umsonst fiel Marie dem Vater zu Füßen; er stieß sie mit dem

Fuß von sich und schwor die ganze ungerathene Brut ihrer Mutter zu enterben.

Er hielt Wort. Noch in derselben Woche verschrieb er sein ganzes Vermögen dem Kinde seiner jetzigen Frau.

Das ganze Dorf war empört über diese Ungerechtigkeit. Ohnehin war die Unzufriedenheit mit dem Meier Hannes auf's Höchste gestiegen. Sein Druck war unerträglich geworden. Die alten, lange eingeschlafenen Gerüchte über den Ursprung seines Reichthums wachten wieder auf — es war, als ginge der Geist des verunglückten Flurschützen in den Häusern um. Es wurden Brand- und andere Drohbriefe im Hof des Rothen Gutes gefunden; der Meier Hannes ließ sich nicht schrecken. Er stellte sich vielmehr auf die Lauer, erwischte einen der unglücklichen Briefwerfer und lieferte ihn in's Amt. Und als wollte er sich am ganzen Dorfe rächen, stellte er plötzlich die Schnallenfabrik ein. Da entstand eine gräßliche Noth. Ueber 600 Menschen wurden brodlos! Ein Schrei des Entsetzens lief durch das ganze Dorf. Dem Entsetzen folgte die Wuth, die arbeitlosen Männer rotteten sich zusammen, und wer weiß, was geschehen wäre, hätte nicht der Oberförster sich in's Mittel geschlagen. Der nahm alle arbeitslosen Leute in seinen Dienst. Im Walde gab es große Sumpfstrecken, die ließ er entwässern, und die Hände, die er da nicht anlegen konnte, verwendete er zur Herstellung neuer Forstwege. Auch das tiefe Gründel wurde entwässert, sein Moor sollte in Kunstwiesen verwandelt werden; natürlich mußte da der Weiher mit weichen.

Als diese Arbeit vor sich gehen sollte, kam der Oberförster zu mir. „Joseph“, sagte er, Ihr wißt, welche Sage vom Tiefen-Gründel-Weiher geht; jetzt muß die Wahrheit an's Licht kommen. Gott ist mein Zeuge, daß kein Gedanke der Rache und des Vorwitzes, noch ein selbstsüchtiges Verlangen mich jetzt leitet, wie es wohl vor Zeiten geschehen. Was ich thue, thu' ich als Forstwirth im Interesse der Herrschaft. Der Meier Hannes ist ein arger Mann, und unter seinem Fußtritt erstirbt das Gras. Aber ich will nicht in das Gericht des Höchsten greifen. Wenn ihm Gott noch Zeit zur Buße geben will, so mag ich's nicht vereiteln; und ich glaube, Gott will es, weil der ungerechte Mann doch der Vater eines Engels ist. So wählt Euch zehn zuverlässige, verschwiegene und wohlgesinnte Männer aus, die unter Euerer Aufsicht ganz allein den Gründel-Weiher abgraben. Und wenn der Graben bis zum Durchstechen fertig ist, so ruft mich und erwartet das Weitere.“

Ich verstand ihn und traf meine Wahl. Am folgenden Tage machte ich mich mit meinen Leuten an's Werk. So führten wir nach achtzehn Jahren aus, was der Mundl so unglücklich begonnen.

In wenig Tagen kamen wir so weit, als uns der Oberförster zu gehen befohlen. Ich meldete es ihm und er kam mit. Nur sein Gehilfe und noch ein ganz zuverlässiger Arbeiter, mein Gevatter, begleiteten uns. Die andern neun Arbeiter wurden eine Viertelstunde davon am Hofweg angelegt. Der Oberförster legte selbst mit Hand an

den Durchstich. Nach wenig Stunden wich die Wand, und das schwarze Wasser stürzte sich in die Schlucht. Fast athemlos starrten wir hinab in den tiefer und tiefer einsinkenden Spiegel — auf einmal entrang sich fast gleichzeitig einem wie dem andern ein Seufzer — der Oberförster bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen — ein Todtenkopf tauchte aus dem schlammigen Gewässer. Ich und mein Gevatter stiegen hinein — der Schlamm reichte uns weit über die Kniee, aber wir arbeiteten uns durch. Unter dem Todtenkopf fanden wir eine eiserne Truhe, daneben ein Gerippe — mit Mühe brachten wir den ganzen Fund aus dem Schlamm auf's Trockene. Der Oberförster nahm zitternd den Todtenschädel in seine Hand — es waren zwei Löcher darin, wie von einer Flintenkugel — der Oberförster legte ihn zu den andern Resten und blieb regungslos davor stehen. Sein Gesicht war bleich wie der Tod. Wir schlugen die verrostete Truhe auf und fanden sie voll Glasscherben und auf dem Boden ein zerquetschtes kupfernes Signalhorn, auch einiges altes Messing. Noch stand der Oberförster sprachlos vor dem Gerippe, da rauschte es über uns im Birkengestripp — wir blickten auf, der Oberförster prallte auf die Seite; mit fliegenden Locken und wehendem Shawl stürzte sich Marie den Abhang herab und laut weinend dem Oberförster zu Füßen. Ich stellte mich zwischen Beide und das Gerippe. „Barmherziger Gott!" rief das Mädchen, „ist es denn wahr, was die Leute von meinem Vater sagen und was hier offenbar werden soll?"

Das Gesicht des Oberförsters verfinsterte sich — er sah mich an: „So hat doch Jemand geplaudert!" murmelte er. Dann beugte er sich nieder und hob das schöne Wesen auf. „Beruhigen Sie sich!" bat er weich; „was hier geschieht, soll mit meinem Willen keinem Menschen Schaden bringen."

Das Mädchen sah ganz verstört aus und hing zitternd an seinem Arm; sie stierte wild in den schwarzen Schlamm des Weihers; der Oberförster suchte sie zu beschwichtigen und wollte sie fort führen; aber sie war nicht von der Stelle zu bringen. Sie klammerte sich fest an ihn und sah unverwandt nach dem Weiher, ihre schöne Brust flog wie ein Fieber — plötzlich wendete sie sich seitwärts und sah das Gerippe hinter mir, da stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus und sank wie todt in Mundl's Arme. „Schnell! macht eine Bahre!" rief er uns zu; „wir müssen sie fortbringen von diesem Schreckensort, eh' sie wieder zu sich kommt!" Er hob sie auf und trug sie den Abhang hinauf; der Gehilfe zog seinen Hirschfänger und hieb eine Anzahl Birken nieder, wir andern machten uns an die Bahre. In einem kleinen Tannenhorst hatte Mundl das entseelte Mädchen niedergelegt, dort fanden wir ihn als wir fertig waren, neben ihr knieend und voll Angst ihre Züge bewachend. Große Thränenperlen entrollten seinen Augen. Da sah ich, wie die Liebe zur Mutter auf die Tochter übergegangen war, und mir blutete das Herz vor dem neuen Wehsal, das über den armen Mann hereinbrach — denn wie konnte die Tochter

von dem Mörder seines Vaters je sein Weib werden? Oder zeugte der schaurige Fund da unten nicht deutlich von der grauenvollen Schuld?

Wir wollten das Mädchen auf die Bahre legen, da schlug sie die Augen auf. „Wo bin ich?" sprach sie und sah sich um. — „In der Hut ihres treuen Freundes", sagte Mundl. — „Hab' ich denn nur geträumt, oder was ist mit mir vorgegangen?" fragte sie. — Er ergriff ihre Hand und preßte sie an seine Lippen. — „Ach, Sie sind ja noch gut zu mir!" rief sie, „nicht wahr, es kann nicht sein, was die Leute reden — sonst müßten Sie mich ja hassen, und dann —" — Sie konnte nicht weiter reden, sondern barg ihr Gesicht schluchzend an seiner Brust.

„Ich dich hassen, du unschuldsvoller Engel!" rief er aus, zog sie an sich und küßte ihr die Stirn, — doch gleich besann er sich und sprach: „Wir wollen Sie nach Hause bringen zu meiner Mutter, Sie sind so angegriffen!"

„Ach Gott!" sagte sie, „wie ist es denn aber eigentlich? War ich wirklich nicht am Weiher und hab' ich nicht gesehen, was mir das Herz zerriß und den Himmel über mir zusammenstürzen ließ?"

In diesem Augenblick drang ein wildes Geschrei von der alten Straße her an unsere Ohren. Wir alle horchten auf. Das Geschrei kam näher. Bald hörte man auch Pferdetritte. Nicht lange dauerte es, da sahen wir eine Kutsche im Geleit einer Anzahl mit Hauen und Schaufeln bewehrter Männer daher kommen. Es waren die Arbeiter, die mit mir erst am Weiher gearbeitet hatten, und das

Geschirr gehörte dem Meier Hannes. Er selbst saß in der Kutsche.

„Ach Gott, mein Vater!" schrie Marie auf und sprang dem Zug entgegen.

Der Oberförster stürzte sich zornig auf die Arbeiter. „Halt!" schrie er, „was geht hier vor? was treibt Ihr hier?"

Die Männer standen still und fast alle wichen erschrocken zurück. Einer aber sagte: „Der Mörder hatte Lunten, er wollte sich aus dem Staube machen, wir haben ihn aufgehalten, Gerechtigkeit muß sein!"

„Wer hat euch zu Richtern oder Handlangern des Gerichts bestellt?" rief der Oberförster; „augenblicklich packt euch an eure Arbeit!"

Alle zogen sich zurück, und der Oberförster trat an den Wagen. „Fahren Sie ruhig Ihrer Wege, Herr Richter!" redete er hinein — aber er hätte lange reden können, der Richter wäre doch nicht fortgefahren, ihn hatte der Schlag gerührt. Zwar war er nicht todt, aber vollständig gelähmt. Marie erkannte es zuerst. Sie riß den Kutschenschlag auf und umklammerte seine Füße. „Vater! Vater!" rief sie, — „O er ist ganz starr!" — „Setzen Sie sich zu ihm — noch ist Hoffnung!" erwiderte der Oberförster und riß ihm den zugeknöpften Rock auf. Dabei fiel ein Schriftpacket heraus. „Nehmen Sie das in Verwahrung", sagte er zu Marie, dann flüsterte er mir zu: „Verbergt den traurigen Fund!" schwang sich auf den Bock und fuhr fort. Ich ging mit meinem Begleiter in das Gründel

zurück und wir trugen den ganzen Fund in die Höhle der Schlucht.

Der Schlaganfall des Meier Hannes war noch nicht zum Tode; die Doktoren brachten ihn wieder zur Besinnung und zu einigem Gebrauch seiner Gliedmaßen. Aber er blieb ein gebrochener Mann. Sobald er wieder sprechen konnte, ließ er den Oberförster mit seiner Mutter, den Pater und mich zu sich kommen. Er lag zu Bett und Marie pflegte ihn, sonst war Niemand um ihn. Gleich nach unserm Eintritt mußte Marie ihm die Schriften reichen, die sie im Wald an sich genommen hatte. Er sah sie durch und befahl ihr, sie vor seinen Augen in das Feuer zu werfen. „So!" sagte er, als er sie im Kamin auflodern sah, „das ist das erste Unrecht, das gut zu machen war. Es war die Verschreibung meiner Güter an mein jüngstes Kind; ich wollte sie im Oberamt bestätigen lassen und deponiren. Aber Gott sprach: bis hierher und nicht weiter! Und nun hören Sie alle mein Bekenntniß. Bleib hier, Marie, du darfst es auch hören — dein Vater ist ein großer Sünder, aber kein Mörder, wenigstens kein vorsätzlicher."

„Es war am 30. August 1813, wer von uns Aelteren hätte den blutigen Tag vergessen? Es war der Tag, der Böhmen frei machte. Gewiß war jedes rechtschaffene Böhmenherz angstvoll gespannt auf den Ausgang dieses Tages — nur ich nicht — ich ging auch an ihm dem Gewinn nach. Ich hatte mir's nun einmal in den Kopf gesetzt, ein reicher Mann zu werden. Wie der Nachbar

Joseph weiß, trieb ich schon damals einen kleinen Glashandel. Ich paschte Glasgeschirr nach Sachsen und trug altes Glas und sonstigen Kram wieder zurück. Auch an jenem Tage kam ich gegen Abend mit einem so gefüllten Sack aus Sachsen. Er mochte über einen Centner schwer sein, denn so viel zu tragen war mir ein Spaß. Natürlich ging ich nicht auf der Landstraße, sondern nahm die sichern Waldwege. Wie ich kaum die Grenze im Rücken hatte, sah ich zwei Reiter daher kommen, die zwischen sich einen Schubkärrner mit einer schweren eisernen Truhe hatten. Ich verbarg mich im Dickicht und ließ sie vorüberziehen. Als sie an die Grenze kamen, da wo der Wegweiser nach Hellendorf und Oelsen steht, machten sie Halt und schienen zu überlegen, welchen Weg sie einschlagen sollten.

„Gleich beim ersten Anblick hatte die Truhe meine Begierde erregt. Das ist sicher eine geflüchtete Kriegskasse, dachte ich, wer die hätte, wäre ein gemachter Mann! Wenn mit dem Pohl etwas anzufangen wäre, könnte man sie den französischen Schlingeln abjagen; aber der hat keine Courage. Da fiel mir ein Streich ein. Unter meinem alten Kram hatte ich ein Signalhorn für ein paar Trinkgläser erhandelt. Ihr wißt, ich blies in meiner Jugend das Horn, und unsere österreichischen Jägersignale hatte ich oft genug in Theresienstadt gehört. Wie wär' es, wenn man damit den Franzmännern einen Schreck einjagte? dachte ich — und gedacht, gethan! Ich nahm mein Horn aus dem Sack und blies aus meinem Versteck ein Tirailleursignal zum Vorgehen. Die Franzmänner stutzten — unglücklicherweise muß aber auch

der Anton denken, es kommt ein Scharmützel, er setzt seinen Karren nieder und will den Kopf zwischen die Beine nehmen — aber die Franzosen verstehen falsch und schießen ihn nieder. Jetzt erfaßte mich eine Art Wuth — ich stieß wild in mein Horn und stürzte schreiend aus dem Dickicht auf die Straße — da gaben die Franzmänner ihren Pferden die Sporen und jagten auf und davon. Nun brüllte ich wie der Donner hinter ihnen her, und eh' ich wußte, wie, waren sie verschwunden.

„Aber der arme Anton lag da in seinem Blute, freilich die Truhe stand auch da — aber ich verwünschte sie in diesem Augenblick in die Hölle. Der Anton war in den Kopf getroffen. Da er noch warm war, so hoffte ich ihn zu retten, obgleich er sonst kein Lebenszeichen von sich gab; ich verband schnell seine Wunde, legte ihn auf die Truhe und meinen Sack, worüber ich meinen Mantel gebreitet hatte, und fuhr die ganze Last heim. Am tiefen Gründelweiher mußte ich ruhen. Wie ich jetzt den Körper des Geschossenen befühlte, war er kalt und steif; mir blieb kein Zweifel, — er war ein todter Mann. Todesangst ergriff mich — ich wußte nicht, was ich thun sollte.

„Fast gedankenlos legte ich den Todten auf die Erde und sprengte das Vorlegeschloß der Truhe — ich hätte ja damals ein Hufeisen zerbrochen. Wie ich den Deckel aufschlug, blitzten mir die blanken Thaler entgegen, ich war wie geblendet. Wenn dies Geld mein war, so war ich ein reicher Mann. Und wer sollte es mir nehmen? Etwa der Todte? Ich dachte an seine Angehörigen, ich beschwichtigte mein Gewissen mit

dem Vorsatz, ihnen ein Wohlthäter zu sein — und ich that, was mir das Klügste zu sein dünkte. Ich rechnete auf die Kriegszeit, wo ja leicht ein Mensch wegkommen konnte — der schwarze tiefe Weiher war so nah, ich brauchte nur das Geld in meinen Sack zu stecken und dafür das alte Glas und was dabei war, in die Truhe, diese mit dem Tragband und Strick vom Schubkarren an den Leichnam zu befestigen, und dies alles in den Weiher zu versenken. Auf dem Schubkarren konnte ich das Geld heimfahren. Ich machte mich an's Werk.

„Wohl war es mir, als hörte ich etwas im Gebüsch über mir rascheln — aber ich konnte nichts sehen — ich beeilte mich — bald schlug das schwarze Wasser über dem Todten und der Truhe zusammen — mich schauerte — wieder raschelte es hinter mir — ich sah mich um, und vor mir stand — der Flurschütz. Ich erschrak, aber ich faßte mich schnell: der Hannaugl war von jeher ein Hase. „Ihr habt mich belauscht", redete ich ihn scharf an, und packte ihn fest an der Schulter. Er zitterte am ganzen Leibe. — „Thut mir nichts, Hannes!" bat er, „von mir erfährt kein Mensch etwas." Ich wußte, daß der Flurschütz nie ohne sein messingenes Crucifix ausging. „Nehmt Euer Herrgottl heraus!" sagte ich. – Er that's. — „Jetzt schwört darauf bei Eurer Seligkeit, nie zu verrathen, was Ihr gesehen, oder ich mach' Euch stumm!" — Er schwor, und ich konnte sicher sein, daß er diesen Schwur hielt.

„So gehen wir als Freunde heim", sagte ich, „und übrigens soll es Euer Schade nicht sein — kommt morgen früh

zu einer Flasche Ausbruch!" — Unterwegs brachte ich so viel aus ihm heraus, daß er den todten Mann nicht erkannt hatte. Ich machte ihm weiß, es sei ein Franzos gewesen und er schien es zu glauben. So brachte ich meine Beute in Sicherheit, der Hannaugl bekam seinen Decem davon.

„Welchen Gebrauch ich von der Beute gemacht — nun, es ist bekannt. — O Gott! ich bin ein trotziger und vermessener Sünder gewesen, Thränen der Waisen, Schweiß und Seufzer der Armuth kleben an jedem Kreuzer, den ich mit dem ungerechten Mammon erworben. Und wer weiß, wie lange ich's so fortgetrieben hätte, wären nicht Sie, Herr Oberförster, wieder hierher gekommen. Seit der Hannaugl — der Einzige, von dem ich eine Entdeckung fürchtete — seit der todt war, konnte nichts leicht mein Gewissen rühren. Ihr Anblick aber erschütterte mich wie der Donner Gottes. Aus dem leidenschaftlichen, unklaren und unerfahrenen Jüngling war ein Mann geworden, ein Mann voll Kraft und Würde. Das erkannte ich auf den ersten Blick. Wehe mir, wenn dieser Mann wieder aufnahm, woran der Jüngling einst so gewaltsam gehindert worden! Was ich that, dem zuvorzukommen, weiß der Nachbar Joseph. Als dies fehlschlug, überkam mich entsetzliche Angst. Aber bald schöpfte ich aus Ihrer ruhigen Freundlichkeit, Herr Oberförster, die Hoffnung, die Vergangenheit möge untergegangen sein in ihrem Geiste; ich wußte ferner, wie mein Kind mit Ihrer Mutter und Ihnen selbst stand, darauf baute ich schon den Plan, Sie inniger an mich zu fesseln — aber noch einmal siegte der Teufel in mir und trieb

mich zu neuem Trotz, zu neuer Ungerechtigkeit. Da schlug mich die Hand Gottes — die Arbeiter, die mich auf dem Weg in's Oberamt anhielten, und mir das Donnerwort zuriefen: „In diesem Augenblick macht der Oberförster im Gründelweiher dein Verbrechen offenbar!" die waren die Engel des Gerichts. Das Maß meiner Sünden war voll, eiskalter Schrecken durchfuhr meine Glieder, mein Herz stand still — nun, Sie wissen, wie Sie mich fanden, Herr Oberförster.

„Noch einmal ließ der barmherzige Gott mich aufleben — aber ich fühle, es ist nur eine kleine Gnadenfrist — bald werde ich vor seinem Richterstuhl stehen. Da will ich nun von meinen schweren Sünden noch gutmachen, was gut zu machen ist. Vor allen Dingen bitte ich Euch, Mutter Babet, und Sie, Herr Oberförster, um Verzeihung für Alles, was Sie durch mich gelitten — dann bitte ich Sie Alle insgesammt, zu bestimmen, was ich thun muß, um meine Schulden zu tilgen. Ich sehe deren so viel vor mir, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll."

Marie hatte sich fern gehalten und ihr Gesicht verhüllend vor sich hin geweint — jetzt kam sie herbeigeflogen und warf sich mit ausgebreiteten Armen auf ihren Vater, herzte uud küßte ihn. „O so ist's recht, mein Vater!" rief sie; „gib Alles, Alles hin und rette deine Seele! O ich will arbeiten Tag und Nacht, ein ehrlich Stück Brod zu verdienen, das uns alle nährt, nur schüttele den Fluch dieses Mammons von uns ab!"

Er streichelte ihr die Stirn und sagte: „Ich will dir

folgen, mein Kind!" Dann sprach er zu uns: „Mein ganzes Vermögen beträgt nach ungefährem Ueberschlag 800,000 Gulden; davon gehören vorab 20,000 als der Betrag der Kriegskasse mit Zinsen der Familie Pohl, der Verlust des Gatten und Vaters läßt sich mit Geld nicht ausgleichen. Ueber das Uebrige mögen die drei Herren in Gemeinschaft verfügen."

Nach langen Gegenreden mußten wir einwilligen. Wir zogen uns in's Nebengemach zur Berathung zurück. Der Oberförster leistete für sich und seine Mutter auf die 20,000 Gulden Verzicht. „Sie mögen als Legat des Herrn Meier in die Forstculturkasse fließen und zum Besten der armen Gemeinden verwendet werden", sagte er. Hinsichtlich des Uebrigen machte der Pater den Vorschlag: die Schulden der armen Pfand- und Hypothekenschuldner, an 200,000 Gulden, sollten gelöscht werden, vom verbleibenden Besitz sollte die Hälfte den Kindern zufallen und die andere Hälfte zu milden Stiftungen verwendet werden. Dagegen wendete der Oberförster ein: das Nothwendigste sei, wieder dauernde Arbeit für die Einwohnerschaft zu schaffen und den Grund zu allgemeiner Selbstständigkeit und gesundem gesellschaftlichem Zusammenwirken zu legen. Zu dem Ende sei die Schnallenfabrik sofort wieder in Betrieb zu setzen und mit dem Betriebskapital und allen Vorräthen den Arbeitern zur Selbstverwaltung unter Beirath sachkundiger Männer erb- und eigenthümlich zu übergeben; damit werde der Gemeinde viel gründlicher geholfen als durch alle Stiftungen und doch den Kindern ein

größeres Erbtheil gesichert. Der Pater mußte dem beistimmen und auch mir leuchtete das ein.

Wir gingen in's Krankenzimmer zurück und sagten dem Kranken, was wir ausgemacht. Er nahm alles dankbar an, nur behielt er sich verschiedene Legate an Kirche, Schule und Armenhaus vor, auch wollte er sich nicht dabei beruhigen, daß der Oberförster und seine Mutter ganz leer ausgehen sollten. Da wechselte der Pater mit der Mutter Babet einen bedeutsamen Blick und sagte: „Die sollen auch nicht leer ausgehen, sie wollen die schönste und reichste Versöhnungsgabe von Ihnen nehmen, die Sie geben können — eine Gabe, die alle Schatten versöhnen wird.“ Er ergriff die Rechte des Oberförsters und die Rechte Mariens und führte sie nahe an das Bett. „Segnen Sie Ihre Kinder!“ sprach er.

Marie sah mit Purpur übergossen zitternd zu dem Oberförster auf, der lächelte ihr zu, und Beide sanken vor dem Vater auf die Kniee. Er legte seine Hand auf sie, reden konnte er nicht, sondern nur weinen. Wir Andern mußten aber auch weinen, indeß die Liebenden sich selig umschlungen hielten.

Noch denselben Tag holte der Oberförster die Cilly und ihren Rechnungsführer aus dem Gefängniß, und sie wurden alsbald noch verlobt. Der kleine Hannes ward in die Versöhnung eingeschlossen, der Oberförster nahm ihn als Lehrling zu sich, da er ein Jäger werden wollte, wie sein Großvater.

Die Doppelhochzeit fand nach drei Wochen in aller

Stille statt. Acht Tage darauf wiederholte sich der Schlaganfall beim Meier Hannes, und diesmal war er zum Tode. Mit ihm zugleich wurden auch die Reste des armen Pohl Anton zur Grabesruhe bestattet.

Der Oberförster nahm die verwaisten Kinder der ersten Frau in seine Hut, die Wittwe zog mit ihrem Kleinen und ihrem Eingebrachten hin, wo sie hergekommen war. Cilly verwaltete mit ihrem Mann eine Zeitlang die Schnallenfabrik mit dem Eisenhammer, bis sie sich in der Prager Gegend ein eigenes Geschäft gründeten. Die Schnallenmacher von Grünwald gediehen zu einer starken Genossenschaft, unter der sich's gut wohnen läßt. Das dankten sie dem Oberförster; dafür liebte und ehrte ihn auch Alt und Jung, und Gott gab ihm in seiner Marie den Himmel auf Erden.

„Das glaube ich", sagte ich zu dem wackern Erzähler, „und mich verlangt sehr, den Ehrenmann in seinem Himmel kennen zu lernen."

Da müßten Sie weit gehen, versetzte er; leider haben wir ihn nicht mehr unter uns. Er kam vor vier Jahren als Forstmeister nach Steiermark. Seine Stelle bekleidet sein einstiger Gehilfe, der Sachs. Der hat eine jüngere Schwester der Marie geheirathet, auch ein liebes Weibchen; und das ist das einzige Glied von der Familie des großen Meier Hannes, das noch unter uns lebt, die andern sind in alle Winde zerstreut.

Eine Braut.

Eine Braut.

1.

„Denkst du, meine Malvina, des Tages noch, wo wir uns zum erstenmale sahen?“

„O mein Arthur! wie könnt' ich den Tag vergessen, der glorreich, wie die Sonne unter den Gestirnen des Himmels, unter allen meinen Tagen steht? Mir ist, als sähe ich sie noch die festlich geschmückte Stadt, als prangten ihre Häuser noch im vollen Schmucke des Laubes und der Blumen, als weheten die hundert und aber hundert Fahnen noch von allen Dächern, als hörte ich noch das Glockengeläute und die Böllerschüsse, die den Einzug unserer Gäste verkündeten. Auf dem Balkon des Rathhauses standen wir — meine Schwester und ich mit den Töchtern des Bürgermeisters — die lange Gasse herab bewegte sich der unabsehbare Zug, an uns vorüber ging er mit seinen Marschällen und Fahnenträgern, seinen Sängern und Musikern, und uns gegenüber stand die große Tribüne, auf welcher die Sänger und Redner sich aufstellten. Bald war der ganze, weite Marktplatz ein See von Menschenköpfen und alle Fenster bis unter das Dach waren rings umher damit erfüllt. Nun Musik und Gesang und Musketensalven — dazwischen feierliche Reden.

Kann ich denn je vergessen die himmelhochlodernde Flamme der Begeisterung, die damals jedes Herz ergriff, vergessen das heilige Liebeleben, das von jenen Rednern und Sängern verkündet wurde und von ihnen aus sich um alle Herzen schlang? Und endlich — o endlich erschienest du, der Letzte von Allen, die da redeten. Schon glaubt' ich, der Redeact sei zu Ende, schon hatte ich mich von dem Balkon zurückgezogen und sah vom Fenster aus auf die unzählbare Versammlung hinab — da öffnete sich der dichte Kreis um die Tribüne, und heraus trat eine hohe Mannsgestalt, stieg langsam auf das Gerüste, nahete sich der Brüstung und überschauete die Menge mit dem Blicke eines Sehers. Da zog's mich mit Riesengewalt wieder hinaus, und zu meiner Seele drang ein Strom, in welchem Kraft und Milde, Begeisterung und Klarheit zu wunderbarer Harmonie verschmolzen waren. Wie jauchzte mein Geist mit dem Jubel der Tausende, der jede Periode deiner Rede begleitete. Wie flog schon in jenem Augenblicke dir dieses Herz entgegen, das sich dir nun auf ewig zu eigen gegeben!"

„Und wie das meine dir, du Süße! Ich war müd' und abgespannt von der Reise, ohne Lust zum Sprechen; nur dem Drängen lieber Freunde nachgebend bestieg ich die Bühne, wenige Worte zu reden. Da trat auf den Balkon mir gegenüber ein Wesen, schön wie der Traum eines Engels — da durchzuckte ein Blitz der seligsten Begeisterung mein ganzes Wesen, und was die Himmelserscheinung an Licht, Huld und Entzücken ausstrahlte, das

strömte über in meine Seele, von da in meine Rede — so gebührte dir der Beifall, den man mir spendete —"

„Nein! die Gottesflamme, die ursprünglich und unauslöschlich in dir glüht, entzündete alle Geister — auch den meinen — o daß meine Arme zu schwach waren, die tausend Blumen, die den Balkon schmückten, in einen Blumenregen für dich zu verwandeln, daß ich nicht von all' den Huldigungen, die deinem Geiste dargebracht wurden, dir die größte und sinnigste bringen konnte!"

„Aber all' der laute Beifall galt mir nichts vor der stillen Billigung, die ich auf deinem Antlitz las, und als ich schloß, hob ein Blick aus deinen Augen mich hoch über das jubelnde Getümmel empor."

„Und wie dieses Getümmel verhallt war, wie die Menge sich schon verlaufen und dich ihr Strom mit fortgerissen hatte — da stand deine Malvina noch immer sinnend auf dem Balkon und dachte mit Schmerz, du wärest ihr ganz entschwunden, wärest wieder fort in deine heimatlichen Berge — und die Vaterstadt kam mir zum erstenmale öd' und verlassen vor. Traurig ging ich nach Hause — da — o des unaussprechlich süßen Erbebens — da tratest du am Arme meines Vaters aus dem Garten mir entgegen —"

„Und ich begrüßte in der holdseligen Gestalt, die mich so mächtig begeistert hatte, die Tochter meines gütigen Wirthes."

„Und das war für mich der Anfang eines neuen Lebens, der Walpurgistag des schönsten Mais, der je einem sterblichen Wesen aufgegangen — o Arthur! bin

ich nicht zu glücklich durch dich, um es lange sein zu können?"

„So sollte ich fragen? ich weit mehr, als du — und doch thu' ich es nicht, doch ruh' ich so sicher in meiner Liebe und in dem Vertrauen auf den Gott der Liebe, daß ich nicht fürchten kann, er werde scheel zu unserm Glücke sehen, weil es etwa zu vollkommen für sterbliche Wesen sei. So wenig ich auch dieses Glück noch verdiene, so getröst' ich mich doch des ernsten Strebens, das mich beseelt, mich seiner so werth zu machen, als es in meiner Macht steht, und an diesem heiligen Altar, an dieser unentweiheten Engelsbrust erneuere ich mein Gelübde: nie zu ermatten in diesem Streben, nie nachzulassen in der Läuterung meines Wesens, noch in dem eifrigen Dienste für meine Brüder jemals zu erkalten."

„Und ich will dir dienen in aller Demuth des Herzens und dein Streben theilen in aller Begeisterung meiner Seele und meine Liebe soll für dich sein wie die Palme des Morgenlandes, ewig grün und blühend, immer reich an süßer Labung, bei himmelwärts gerichtetem Haupte!"

Solch traute Zwiesprach pflegte ein junges Paar, das seit wenig Wochen verlobt war, im Garten des väterlichen Hauses der Braut, der ältesten Tochter des Oberamtmanns Holderberg zu Wildeck, einer anmuthigen Stadt am südlichen Fuße des Gebirges, auf dessen, zu einem andern Staate gehöriger Nordseite die Heimat des Bräutigams lag. Dieser, Arthur Körner mit Namen, ein nicht unbemittelter Privatgelehrter, der sich indeß neuerdings

der Landwirthschaft zugewendet hatte, war, wie in dem Gespräche angedeutet ist, bei einem großen Volksfeste von dem Oberamtmann als Gast in sein Haus geführt und da mit Malvina bekannt geworden; die jungen Leute hatten sich schnell lieb gewonnen, und da Arthur auch Holderberg's Neigung besaß, so hatte der Bund ihrer Herzen dessen Zustimmung ohne Mühe erhalten. Malvina's Besitz war so dem Ausländer — der aber durch den Ankauf eines Freigutes in der Nähe von Wildeck sich in einen Inländer zu verwandeln im Begriffe war — zwar gesichert, aber nichts desto weniger von vielen Seiten mißgönnt. Es gab junge Männer in Wildeck, welche das reizende Amtmannskind gern selber gehabt hätten, und Andere gönnten es ihm blos darum nicht, weil er ein Ausländer, wenn gleich wie sie ein Deutscher war; es wollte ihnen durchaus nicht in den Kopf, daß Wildeck's schönste Mädchenblüthe an einen Fremdling übergehen sollte, und sie boten im Verein mit den glücklosen Nebenbuhlern Alles auf, um ihm die schöne Beute wieder zu entreißen oder doch wenigstens den Rosenpfad der Liebe mit Dornen zu bestreuen. So wurden Glossen über seine unbekannte Herkunft gemacht und der Braut zu Ohren gespielt, ja es wurden selbst ehrenrührige Gerüchte über ihn in Umlauf gesetzt, die manches andere Mädchen wohl bedenklich gemacht haben würden. Allein Malvina zog schnell einen Bannkreis gegen alle Gerüchte und Glossen um sich, und was man auch versuchen mochte, ihr den Geliebten zu verdächtigen, es war und blieb verlorne

Mühe. Sie schmiegte sich nur desto vertrauender an ihn an, ja sie glaubte, das Unrecht, das ihm von Andern, die ihn doch gar nicht kannten, widerfuhr, dadurch gut machen zu müssen, daß sie ihn um so zärtlicher liebte. Sie hätte wohl manchmal gewünscht, dieser und jener Verleumdung mit einer gründlichen Widerlegung entgegen zu treten, allein sie kannte Arthur's Vergangenheit zu wenig, um mit Thatsachen antworten zu können. Sie kannte nur sein gutes Herz, seine hohe Gesinnung, seinen umfassenden Geist — aber das genügte ihr vollkommen, um über die Reinheit seines ganzen Lebens in völliger Gewißheit zu sein, und wenn sie auch bei sich zugab, daß er in seiner Jugend menschlich geirrt haben könnte, so war sie doch im Innersten überzeugt, daß er sich nie einer entehrenden, schlechthin unsittlichen Handlung schuldig gemacht habe. Durch dieses standhafte Zurückweisen aller Versuche, ihr den Geliebten zu entwerthen, ermüdete sie zuletzt die Feinde und brachte sie zum Schweigen. — Was den Oberamtmann betrifft, so war er zwar im Punkte der Ehre ungemein empfindlich, aber nicht gerade der Mann, welcher sich durch bloße Gerüchte irre machen ließ, wenn er einem Menschen wohlwollte. „Wer geschändet sein will, darf nur glücklich heirathen“, pflegte er zu sagen. Uebrigens verkehrte er auch wenig mit der jüngeren Welt, welche sich hauptsächlich mit dem liebenden Paare zu schaffen machte, und so drangen die Gerüchte über Arthur nur selten in schwachen Nachklängen an seine Ohren. Auch er blieb von dem Werthe

seines Eidams überzeugt und that alles Mögliche, um dessen Niederlassung und damit die Vereinigung der Verlobten zu beschleunigen. Alle Umständlichkeiten, mit denen ein Deutscher zu thun hat, wenn er sich im deutschen Auslande niederlassen will, waren endlich erledigt, der Tag der Hochzeit festgesetzt und in dieser frohen Aussicht wiegten sich die Liebenden, als jenes abendliche Gespräch zwischen ihnen stattfand. —

„Ach! daß doch meine Mutter noch lebte!“ — begann Malvina wieder, nachdem sie eine Weile stumm an der Brust des Bräutigams geruht hatte — „wenn sie mich in meinem Glücke noch sähe — wie selig würde sie sein!“

„Sie ist es in einer bessern Welt“ — sagte Arthur — „wo auch mein Vater des Glückes sich freut, das seinem Schmerzenssohne endlich geworden. Sieh, Geliebte! das ist auch Etwas, das wir mit einander gemein haben, und das uns doch auch wieder unterscheidet, und worin Eines das Andere ergänzen kann — jedem von uns fehlt ein theures Elternhaupt, aber dir die Mutter, mir der Vater, und so bring' ich dir eine Mutter, du mir einen Vater wieder.“

„O deine Mutter!“ — erwiderte das junge Mädchen, — „wie verehr' ich sie, obgleich ich sie noch niemals sah! — wie will ich sie lieben und pflegen! an mir soll es gewiß nicht liegen, wenn sie nicht eine wahre Tochter an mir findet! Aber — du nanntest dich vorhin den Schmerzenssohn deines Vaters — wie kommst du dazu?“

„Ich war es, so lange er lebte — jetzt weiß ich, daß ich es nicht mehr bin“ — erwiderte Arthur —; „laß die Ver-

gangenheit ruhen, mein Leben! Was kümmert sie uns? Haben wir uns doch und sehen wir uns doch von heitern Sternen angestrahlt! Sind wir doch glücklich, was thut uns das, was wir waren?"

Und er küßte ihr die schönen Augen, und sie hing sich an seinen Mund, und es kam ihr nicht in den Sinn, den Schleier lüften zu wollen, der über seiner Vergangenheit lag. Aber sie konnte das Wort nicht vergessen: Schmerzenssohn! und als sie nach einer Weile sich seinen Küssen entwand, und auf seine hohe, bleiche, vom Mond beglänzte Stirn blickte, war es, als verstände sie zum erstenmale die Schriftzüge, die derselben aufgedrückt waren, als würde ihr jetzt erst der Sinn der sanften Trauer klar, die in diesen großen blauen Augen schwamm. Und ihr Herz weinte und betete: „Ach Gott! gib mir doch noch mehr Liebe, damit ich ihm Ersatz bieten kann für Alles, was er gelitten!"

Arthur, gerührt von dem Engelvertrauen, das ihm geschenkt wurde, konnte es nun nicht über das Herz bringen, nicht wenigstens eine Erläuterung zu jenem Ausdrucke zu geben, der ihm unbedacht entschlüpft war. „Du weißt, Malvina", sagte er sanft, „daß ich nicht immer so wohlhabend war, wie ich jetzt bin, daß mein Vermögen mir erst kürzlich durch das Vermächtniß einer Tante von mütterlicher Seite zugefallen ist, die meinen Vater unversöhnlich haßte. Dieser war ein armer Fabrikarbeiter und der Ernährer von fünf Kindern, unter denen sich auch ein strebsamer, hochfliegender Geist befand, der die Schranken übersprang, welche die Geburt ihm gezogen hatte — daraus ergibt sich, daß

mein Vater viel Noth um mich gehabt haben muß und daß meine Jugend keine mit Freuden überhäufte gewesen sein kann. Wenn Dürftigkeit schon an sich ein Fluch ist, so doch besonders für einen höher strebenden Geist; zweierlei Abgründe gähnen vor jedem seiner Schritte: entweder eine Kluft voll unsäglicher Leiden, oder ein Pfuhl voll Schmach, sei sie äußerlich oder innerlich, ein Brandmal vor den Augen der Welt oder vor seinem Gewissen. Der Arme, der um zu den Höhen des Wissens und der Ehre vorzudringen den Dornenpfad der Schmerzen vermeiden will, kann nur auf dem schlüpfrigen Höllensteig der Niederträchtigkeit, des Truges und Verrathes sich emporarbeiten — er muß ein vollständiger Knecht scheinen, ohne es zu sein, heute im Staube vor einem Höhern kriechen, und morgen „den Fall seines Nachbarn zu seiner Hoheit Schemel" machen. Wer dies nicht will, dem bleibt gemeiniglich nur der Weg der Leiden offen. Malvina! ich habe gelitten — ich hab's ertragen — küsse mich, Liebchen!"

In den Augen edler Naturen werden die Leiden eines Menschen, zumal eines Geliebten, zum Götterpiedestal, auf den sie ihn unwillkürlich erheben, und um so höher und verklärter ragt seine Gestalt darauf empor, je schwerer das Leiden war und je würdevoller es ertragen wurde. Malvina hätte in diesem Augenblicke, wo ihr doch nur eine dunkle Ahnung von Arthur's Kämpfen und Schmerzen aufgegangen war, vor ihm niederknieen und zu der hohen Gestalt, welche die Last, so sie getragen, doch nicht zu beugen vermochte, beten mögen. „Ich hab's ertragen —

küsse mich, Liebchen!" wie ruhig er jenes, wie traulich kosend er dieses sprach! — „Ach, Arthur!" sagte sie, an sein Herz sinkend — „warum hab' ich denn nicht tausend Herzen, statt des einen kleinen, das die Seligkeit nicht faßt, dich zu besitzen, noch weniger alle Liebe, die ich dir weihen möchte! Arthur — mein hoher Herr!"

Sie vergrub ihr Gesicht in seinem Busen und ihre reichen Locken ergossen sich in goldenen Wellen über sein dunkles Gewand.

Er wies das Wort nicht zurück, das sie zuletzt aussprach, aber er küßte ihr die Stirn zum Zeichen, daß er die Ebenbürtigkeit dieser Demuth des Herzens mit der höchsten Erhabenheit des Geistes anerkannte und ehrte. „Hierher" — dachte er — „hierher komm, du stolzes, in's Schrankenlose schweifendes Mannweib! hier sieh die höchste Weihe und Verklärung deines Geschlechtes! Dieses zarte Wesen in seiner Liebesstärke, dieses demüthige Weib in seiner Geisteshoheit wird nicht nur mein kleines Leben sonnig verklären, nicht nur neue Lebensblüten um mich her verbreiten, sie wird Segen stiften für Hunderte und Tausende und Samen säen, der in's ewige Leben hineinsproßt!"

In der Region der Andromeda erlosch ein Stern. Arthur sah die Erscheinung und sprach zu Malvina: „Eben ging eine Sonne für ewige Zeiten unter, oder vielmehr nur ihr Schein entschwand dem Auge der Erdbewohner, nachdem ihr Körper vielleicht vor Jahrhunderten schon in das Ursein zurücksank — für die Bewohner des Jupiters wird er noch Jahre fortleuchten. Aehnlich ist

es auch mit dem Leben guter Menschen: wenn ihre Leiber schon längst zerstoben sind, leuchten ihre Werke noch fort unter der Nachwelt; dieselbe labt sich am Lichte ihres Geistes noch, während dieser selbst sich hoch über Welt und Zeit empor geschwungen. O möge auch unser Leben also sein, meine Geliebte! möge auch unser Wirken auf Erden noch eine Leuchte sein für die kommenden Geschlechter, und möge es spät erst, wenn tausend bessere und glänzendere Sterne nach uns aufgegangen sind, vergessen werden!" —

In diesem Augenblicke verkündete der Wächter die elfte Stunde. „Schon so spät?" rief Athur überrascht. „Wie schnell den Glücklichen die Stunden entfliehn, die den Glücklosen so träg' dahin schleichen! Ach, du Zauberin! Du wirst mir diese kurze Lebenszeit gar zu einer Strophe Anakreon's machen! Es ist darum gut, daß ich schon ein wenig lange gelebt habe."

„Ach, bleibe noch bei mir!" bat Malvina. „Mir ist, als dürfe ich dich heute zu dieser Zeit nicht weglassen!"

„Um des Vaters willen, laß uns scheiden!" entgegnete Arthur sanft. „Es ist auch gut für uns, wenn wir wieder ein wenig zu uns selber kommen und den Zeiger der Lebensuhr etwas langsamer fortrücken lassen. Gute Nacht denn, meine Lebenslust!" —

Sie führte ihn an den Ausgang des Gartens, wo sie schieden, sie in das Haus, er auf die Straße. Er blieb noch lange an der Pforte seines Edens stehen und spähete nach dem erleuchteten Fenster, dessen weiße Gardine den

Schattenriß der Geliebten zeigte. Er sah, wie sie die Hände faltete — unwillkürlich schlossen sich die seinen in einander und die Seelen der Liebenden schwangen sich vereint dem Throne des Allliebenden zu. Eine Nachtigall ließ aus dem Eichenhain, in den sich der Amtsgarten verlief, ihre Melodien erschallen — die Lüfte hauchten hesperischen Duft — die Sterne gossen Ströme silbernen Mohns auf die schlummernde Erde — es war eine Nacht, da eine Seele an Entzückung — hätte sterben mögen.

Als Arthur's Gedanken sich wieder der Erde zuwendeten, warf er noch einen Blick nach dem Fenster hinauf — „Schlaf wohl!“ flüsterte er dem süßen Schattenbilde zu — „jeder deiner folgenden Abende beschäme diesen an Süßigkeit und dein letzter sei dein schönster! Und wenn du einst entschlafen bist, mögen Alle, die da wachen, sprechen: Es ist nur ein Engel aus einem Himmel in den andern gegangen!“

Er ging; sollte er in die Stadt hinein, wo er seinen einstweiligen Wohnsitz hatte und an deren äußerstem Ende das Amthaus lag? Er konnte sich mit seinem Entzücken noch nicht zwischen ihre Mauern begraben, er mußte damit in's Freie. Er schritt die Gartenmauer entlang, dem offenen Ausgange der Stadt zu. Am andern Ende des Gartens erhob sich ein finsteres thurmartiges Gebäude — die Frohnveste des Amtes. Eh' Arthur diese erreichte, wendete er sich noch einmal nach dem Fenster der Braut um — da erlosch ihr Licht — die Nachtigall zog ihren längsten, herrlichsten Ton. — „Mit diesem Ton in deiner

Seele schlummere bis an den lichten Morgen!“ rief Arthur leise; dann wendete er sich langsam zum Weitergehen. — „O wie viel himmlische Träume mögen in dieser Zaubernacht durch die Seelen der Menschen gaukeln!“ sprach er, aber jetzt das düstere Gebäude zu seiner Linken erblickend, fuhr er fort: „Doch für Euch, Ihr Elenden, die Ihr da drinnen haust, hat auch diese Zaubernacht nur schreckenvolle Träume — ich kenne das! Und doch konnt' ich Eurer so lange vergessen! Verzeiht mir, unglückliche Brüder! Verzeih' auch du mir, göttlicher Heiland, daß ich dein Gebot vergaß! Morgen, Ihr Armen, will ich Euch dafür einen Engel des Lichtes und der Barmherzigkeit zuführen.“ Mit diesem Gelübde schritt Arthur an der Behausung des Elendes vorüber und eilte in das Freie.

Ein paar tausend Schritte von der Stadt entfernt lag das Stift zum Heiligen Geist, bestehend in einem Hospitale für Alte und Gebrechliche, einem großen Wirthschaftsgebäude mit der Wohnung des Stiftsverwalters, einer Kirche und dem kleinen Wohnhause des Stiftsgeistlichen. Der Letzere war Malvina's Oheim und Arthur hatte ihn in ihrer Gesellschaft öfters besucht. Daher mochte es kommen, daß er, statt die Hauptstraße geradeaus zu gehen, unwillkürlich den von dieser ab nach dem Stifte führenden Fußpfad einschlug. Derselbe war gleich der Hauptstraße mit Roßkastanien gesäumt, und dergleichen Bäume friedigten auch das Stift mit Ausnahme der Pfarrerwohnung ein, welche mitten in einem hochummauerten Garten stand. Da es Malvina's Wunsch war,

sich in der Stiftskirche von ihrem Oheim trauen zu lassen, so war nichts natürlicher, als daß der glückliche Verlobte auf diesem Wege seine Seele ganz in die bevorstehende Feier versenkte. Aber indem er sich dem berauschenden Bilde ganz hinab, erging es ihm jetzt, wie vorhin Malvinen: es war ihm, als sei das nahende Glück zu groß für ihn, als sei er es noch nicht werth, als müsse er es sich erst noch verdienen, sei es durch eine edle That, oder durch gottergebenes Dulden eines großen Schmerzes.. So erreichte er das Stift, eh' er sich dessen versah. Trotz der Sternenhelle der Nacht ruhete dasselbe wegen der dichten Kastanienumfriedigung in tiefer Dunkelheit; namentlich war dies mit der altergrauen gothischen Kirche der Fall, wo die Bäume am dichtesten standen. Langsam ging Arthur unter denselben dahin; als er sich in der Höhe des Haupteinganges befand, war es ihm, als müsse er eintreten in das stille Heiligthum, wo in wenig Wochen sein himmlisches Glück besiegelt werden sollte. „Heute über acht Wochen!“ flüsterte er und kreuzte die Hände über seine hochklopfende Brust — dann wandelte er still weiter; aber in dem Augenblicke, da ihm die freistehende Mauer des Pfarreigartens in's Gesicht kam, sah er wie ein Mann dieselbe mittelst einer Leiter überstieg. Arthur blieb im Schatten der Kastanien stehen und konnte so unbemerkt sehen, wie der Mann die Leiter hinter sich nachzog und dann schnell jenseit der Mauer verschwand. Es war kaum zweifelhaft, daß hier ein Verbrechen im Werke war. — Arthur dachte an

einen Obstdiebstahl, zu welchem die reiche Pflanzung des Geistlichen sehr einlud. Er überlegte einen Moment, wie das Verbrechen am besten zu verhüten sei; dann schlich er sich an die Gartenthür, um die Glocke zu ziehen. Allein der Draht war entfernt. In diesem Augenblicke vernahm er ein dumpfes Geräusch und gleich darauf ein Klirren wie von fallendem Glase — da ahnt' er ein noch ärgeres Verbrechen — im Geiste sieht er das schneeweiße Haupt des würdigen Geistlichen von Mörderhand bedroht — mit einer Kraft, wie sie nur die höchste Gefahr verleiht, schwingt er sich auf die hohe Mauer — und sieht auf der Seite des Hauses, wo das Geräusch stattfand, ein Feuster matt erleuchtet. Schnell läßt er sich hinab in den Garten, nähert sich behutsam dem Fenster, dessen unterste Scheiben eingedrückt sind. Ein Mann mit geschwärztem Gesichte steht mit hochgeschwungenem Beile dem Fenster fast gegenüber, während eine zweite Mannsgestalt beschäftigt ist den geistlichen Greis zu knebeln. Arthur ist waffenlos — aber hier gilt es — mit einem Schwunge ist er innerhalb der Brüstung — mit einem Sprunge bemächtigt er sich des ersehenen Beiles des zweiten Banditen und schlägt diesen zu Boden. Ein Augenblick der Ueberraschung, welche dem andern Verbrecher sein Erscheinen verursacht, gibt Arthur Zeit eine rückenfreie Stellung zu nehmen, aber alsbald dringt der Feind auf ihn ein. Ein Glück, daß er es in seiner Studienzeit nicht versäumte sich auf Hieb und Stoß zu üben, sonst müßte er jetzt dem Angriff erliegen. Allein

wie lange wird die Kunst der Uebermacht Stand halten, zumal, da der Gegner ein Mensch von herkulischer Gestalt ist? Fürchterlich in der That ist dieser grimme Räuber mit seinen wuthflammenden Augen unter den buschigen Brauen und dem schwarzen struppigen Haar. Seine Streiche sind so wuchtig, daß der erste, der Arthur träfe, diesen zu einem stillen Mann machen müßte. Wenn du nicht hilfst, du Herr im Himmel droben, so siegt das Werk der Hölle und das goldene Haar der lieblichsten der Bräute deckt der schwarze Wittwenschleier, eh' es die Myrthe umschlang. Menschenhilfe gibt's hier nicht zu hoffen — rings umher liegt alles Leben in tiefem Schlummer — nur hier in dieser sonst so friedlichen Wohnung regt sich entsetzenschwangeres Leben — das Sausen und Dröhnen der sich begegnenden Aexte, das tiefe Athemholen der Kämpfer, das Stöhnen des geknebelten Greises — das sind die einzigen Lebenszeichen rings umher. Schon fühlt Arthur seine Kraft ermatten — diese Parade war schon zu schwach — er schwankt — im gleichen Augenblicke holt sein Gegner zu einem zerschmetternden Schlage aus — niederzucken die fürchterlichen Arme — aber das Beil entgleitet dem Halme und fliegt klirrend durch das Fenster. Der Halm zwar trifft Arthur's Kopf, aber dieser rafft seine letzte Kraft zusammen und ein gewaltiger Streich streckt den Banditen zu Boden. Mittlerweile hat der andere zwar seine Besinnung wieder erlangt; aber wie der seinen riesigen Spießgesellen sinken sieht, entzieht er sich durch eine geschickte Wendung und einen flinken

Sprung der Gefahr eines gleichen Looses. Arthur ist nicht in der Lage, ihn zu verfolgen — sein nur betäubter Gegner rafft sich wieder auf und macht ihm noch genug zu schaffen, aber zuletzt liegt er völlig überwunden am Boden. Nun gilt es zunächst den geknebelten Greis zu entfesseln; als dies geschehen, fällt ihm der Befreiete um den Hals und dankt ihm und Gott für die Rettung aus solcher Gefahr.

Arthur verfehlte nicht sich der Person seines bezwungenen Feindes dadurch zu versichern, daß er ihn mit den Stricken band, womit der Greis umschnürt gewesen war; hierauf ging dieser die Haushälterin zu wecken, welche sogleich Leute herbeiholen mußte, um den Gefangenen den Händen der Justiz zu überliefern. Während der Geistliche abwesend war, lebte der Missethäter wieder auf, aber nicht um neuen Kampf zu versuchen, sondern sich auf's Bitten zu legen.

„Kennst du mich den nicht, Körner?" fragte der Elende — „wir waren ja Schlafkameraden und immer gute Freunde."

Arthur war betroffen, als er den Verbrecher seinen Namen nennen hörte — „Wie kommst du zu meinem Namen? Ich kenne dich nicht."

„Ja so" — sagte der Bandit — „so schaff' mir Wasser und Seife zum Waschen, daß ich mich kenntlich mache."

„Ich werde dich nur zu bald kennen lernen" — sagte Arthur — „ich wünsche nur, es geschähe unter erfreulichern Umständen."

In diesem Augenblicke trat Malvina's Oheim wieder ein, und der Gefangene verstummte. Würdevoll auf diesen zutretend, fragt' ihn der Greis mit mildem Tone: „Wer bist du, Unglücklicher! Und was that ich dir? Wußtest du nicht, daß Schätze bei mir nicht zu finden sind? Denn, obgleich weib- und kinderlos, hab' ich doch für eine größere Familie zu sorgen, als irgend ein Vater."

Diese Sprache ermuthigte den Angeredeten, ihren Urheber unter der Betheuerung, daß nur die äußerste Noth ihn zu seinem Verbrechen getrieben, um Gnade und Entlassung anzuflehen.

„Von Herzen vergeb' ich dir deine Schuld, so weit sie mich allein angeht" — erwiderte der Greis — „allein sofern sie das Gesetz Gottes betrifft, muß ich dich deinem ordentlichen Richter übergeben. Gern will ich mich für dich verwenden, wenn sich im Laufe der Untersuchung herausstellt, daß Noth oder Verführung mehr als Habsucht und Hang zum Bösen dich zu deinem Verbrechen trieben. Jetzt füge dich ruhig in dein Schicksal und denke, daß es Gottes Stimme war, die da sprach: bis hierher und nicht weiter! — des lieben barmherzigen Vaters Stimme, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe."

Es währte nicht lange, kam die Haushälterin mit dem Stiftsverwalter und zwei handfesten Knechten. Als der Geistliche hinauseilte, ihnen die Hausthür zu öffnen, sagte der Gefangene: „Körner! du kennst doch den Rachelborn noch — wir waren in einer Visitation und Bettnachbarn — laß mich nur laufen!"

Arthur starrte den Sprecher an — sein Gesicht erblaßte — er zitterte einen Augenblick — dann antwortete er:

„Es kann seine Richtigkeit mit jener Bekanntschaft haben, oder auch nicht — gleichviel — ich rathe dir mit dem Herrn Pfarrer: Füge dich jetzt ruhig in dein Geschick — und ich müßte dir diesen Rath um so dringender empfehlen, wenn du jener Unglückselige wärest, dessen Namen du dir beilegst.“

„Man weiß hier wahrscheinlich nicht, was du einst warst?“ — fragte der Räuber.

Arthur's Mund verzog sich — in diesem Augenblicke füllte sich das kleine Gemach mit den Kommenden. Der Verwalter und seine Knechte bemächtigten sich des Frevlers, banden ihn noch fester, schafften ihn auf den mitgebrachten Wagen und mit diesem in die Stadt — in dasselbe Gefängniß, dessen Bewohnern Arthur für den folgenden Tag einen Besuch zugedacht hatte.

2.

Richtetet ihr eure Häupter nicht höher auf, ihr strahlenden Heliotropen? Spieltet ihr nicht in glänzenderen Farben, ihr prangenden Georginen? Erglühtet ihr nicht zu dunklerem Purpur, ihr zarten Balsaminen? Und wie ihr alle Namen haben möget, ihr lieblichen Kinder der Hochsommerzeit, entfaltetet ihr nicht euern höchsten Glanz und euern süßesten Duft, als sie an diesem Morgen unter euch wandelte, eure Herrin, eure Pflanzerin und Pflegerin, selbst eine Blume, nur in einer höhern Ordnung, ein Blumenleib mit Gottes Ebenbild? Oder vielleicht trauertet ihr, daß ihr acht Wochen zu früh blühetet, um ihr Brautgemach zu schmücken oder auf dem Wege zum Traualtare unter ihren Tritten zu sterben? Dann solltet ihr euch trösten mit der königlichen Rose, die schon verblühen mußte, eh' die Holde sich noch Braut nennen durfte, und der es nun nicht vergönnt war, unter den Wonneschlägen eines bräutlichen Herzens zu vergehen.

Malvina wußte bereits, was in dieser Nacht im Hause ihres Oheims vorgegangen, aus welcher Gefahr dieser von Arthur gerettet worden war. Wäre der Gerettete ein ganz fremder Mensch gewesen, so würde sie sich darüber hochbeglückt gefühlt haben, aber den theuern Verwandten, den ehrwürdigen Bruder ihrer frühverblichenen Mutter, ihren Lehrer und geistlichen Führer, durch die Hand ihres Bräutigams mit eigener Lebensgefahr aus Mörderhänden

befreit zu wissen, das versetzte sie in einen Zustand ekstatischer Wonne. Seit einer Stunde harrte sie auf seine Ankunft; die Stunde seines gewöhnlichen Morgenbesuches hatte längst geschlagen, aber ihr Vater war mit mehreren Gerichtsbeamten zur Besichtigung der Oertlichkeit, wo das nächtige Verbrechen stattgefunden hatte, nach dem Stifte gegangen, und diese Expedition hielt Arthur lange fort zurück. Endlich kam er, der Oheim mit ihm; Arm in Arm traten sie in den Garten.

Die erste Umarmung dem ehrwürdigen Alter — die zweite, darum nicht minder die schönste, dem Geliebten. Unter Thränen lächelnd hing sie an seinen Zügen — sie glaubte, sie müsse die Geschichte der verflossenen Nacht darin lesen — aber es war keine Spur von dem heißen Kampfe sichtbar — das Auge hatte seine sanfte Trauer wie immer, die Stirn ihren stillen Ernst — sonst war das Antlitz klar und ruhig wie der wolkenlose Himmel.

„Mein hoher Herr!“ flüsterte sie kaum hörbar, als sie an seiner Seite dahin wandelte und seine Hand an das hochklopfende Herz drückte — dann aber eilte sie auf die andere Seite zu ihrem Oheim, nahm seine Rechte, preßte sie zwischen ihre kleinen Hände und sprach: „Sind Sie auch ganz wohl nach dem ausgestandenen Schrecken, mein guter Onkel?“

„Ganz wohl, mein Kind!“ — erwiderte der Greis — „mein Schrecken war nicht groß — der Christ soll immer auf sein letztes Stündlein gefaßt sein. Uebrigens war es darauf von Seiten der Diebe keineswegs abgesehen — sie wollten mir sicher nicht an's Leben.“

„Glauben Sie?“ fragte Malvina und fügte hinzu: — „dann um so besser für uns und für die unglücklichen Verbrecher!“

Bald gesellte sich auch der Oberamtmann zu den Lustwandelnden, und Malvina's jüngere Schwester Franziska vervollständigte bis auf die in der Küche beschäftigte Tante — Holderberg's Schwester — den Familienkreis, der nun in der Gartenlaube Platz nahm. Holderberg wußte nicht, wie er Arthur seine Freude, ja seinen Stolz über dessen tapfere That zu erkennen geben sollte. „Sie verdienen eigentlich einen Orden, lieber Sohn“ — sagte er — „aber dergleichen hab' ich nicht zu vergeben — wie wär' es, wenn ich den Hochzeitstermin abkürzte, wenn ich ihn auf vier Wochen festsetzte? Wär' Euch das wohl recht, Kinder?“

„Dagegen protestir' ich“ — fiel Franziska schnell ein — „in meinem und im Namen der Tante. Wir haben noch so viel zu thun, daß wir nicht wissen, wie wir in acht Wochen fertig werden sollen.“

„Das ist Nebensache“ — sagte der Oberamtmann — „redet Ihr Beiden — Arthur und Malvina — wie wollt Ihr's gehalten haben?“

„Malvina! ich werde böse und rühre keine Hand, keine Nadel mehr an, wenn du bestimmst“ — erklärte Franziska.

Malvina verzichtete auf ihre Stimme und wiewohl Arthur sich voll Freuden auf Holderberg's Seite schlug, so bewirkte doch die von Franziska herbeigerufene Tante durch ihr Veto Stimmengleichheit und der Stiftsgeistliche

gab endlich durch seine Stimme den Ausschlag zu Gunsten der Frauen, weil nach seiner Ansicht die Brautzeit die schönste des ganzen Lebens war und eher verlängert als verkürzt zu werden verdiente. Es blieb demnach bei dem früher festgesetzten Zeitpunkte.

Während der kleine Kreis sich nun einer heitern Unterhaltung hingab, erschien der Amtsfrohn und fragte im Namen des mit der Untersuchung gegen den in der Nacht eingebrachten Dieb beauftragten Beamten an, ob es dem Herrn Pater und Herrn Körner gefällig sei, noch diesen Vormittag vernommen zu werden, in welchem Falle sie an Amtsstelle erscheinen möchten. Beide bejaheten die Frage und begaben sich in die Amtskanzlei, indeß Holderberg sich in sein Kabinet verfügte.

Am Nachmittag bat Arthur den Oberamtmann um die Erlaubniß, mit Malvinen die Gefangenen besuchen zu dürfen, jedoch so, daß jeder Theil nur zu seinen Geschlechtsgenossen gehe. Die Bewilligung wurde gern ertheilt, nur den Besuch des Neueingekerkerten verbot Holderberg, setzte aber hinzu, derselbe sei ohnehin nicht in seiner Zelle, sondern vor dem Richter zum Verhör. Die Verlobten traten ihren Liebesgang an; Arthur, der heute nicht das Erstemal zu einem solchen hier erschien, ließ sich nur die Nummern der von Männern besetzten Zellen angeben und suchte und schloß sich diese selbst auf, Malvina ging zu ihrer Abtheilung in Begleitung der Schließerin.

Was Arthur in andern Gefängnissen, die er kannte,

zu beklagen gefunden hatte, das war ihm auch hier jammererregend entgegengetreten: enge, finstere Räume, wie sie die jämmerlichste und doch zugleich hartnäckigste aller Theorien — die der Abschreckung — für derartige Gebäude als Norm aufgestellt hat. Zwar hatte er — Dank der Gewissenhaftigkeit und Humanität des Oberamtmanns Holderberg — hier die Untersuchungsgefangenen von den Sträflingen getrennt, die Zellen an sich und die Lagerung reinlich gefunden, sich auch überzeugt, daß jedem Gefangenen die ihm vom Staate zuerkannte nothdürftige Kost in gehöriger Menge und Güte verabreicht wurde — aber sonst war es wie allerwärts: dieselbe verpestete Luft, dasselbe trübe Dämmerlicht, dasselbe trostlose Sichselbstüberlassensein der Gefangenen. Empört hatte es ihn jederzeit, wenn selbst die Untersuchungsgefangenen, die doch möglicherweise unschuldig sein konnten, oder denen man, wenn sie es nicht waren, die Untersuchungshaft doch nicht als Strafe in Anrechnung brachte, wenn selbst diese in solchen Höhlen untergebracht und so schmählich behandelt wurden. Im Gefängnisse zu Wildeck die nämliche Ungerechtigkeit, so sehr es sich auch der menschenfreundliche Amtsvorstand angelegen sein ließ, die Lage dieses Theiles der Gefangenen zu verbessern. Arthur gedachte der Worte des alten Sebastian Brandt: „Die Gefängnuß sollen seyn zur sicherheit und nit zur peinigungk!“ und er hätte weinen mögen, daß zwei Jahrhunderte nach dessen Zeit die Untersuchungsgefängnisse noch immer auf Peinigung berechnet waren. Malvina berichtete ihm später

unter Thränen: sie habe vor seinem Hiersein öfter eine arme Mutter mit einem Säugling besucht, die ein halbes Jahr lang wegen Verdachts, ihr Häuschen in Brand gesteckt zu haben, hier eingesperrt gewesen, zuletzt aber als unschuldig entlassen worden sei. „Das blutarme Weib“ — sagte Malvina — „hatte nicht einmal ein Hemdchen zum Wechseln der Wäsche ihres Kindes, sie selbst war nur halb bekleidet. Ich gab ihr reichlich, was sie bedurfte, aber sonst kümmerte sich Niemand um sie. Das Weib hat jämmerlich gelitten mit dem armen Würmchen. Und nun ist sie unschuldig — wer gibt ihr Ersatz für ihr Leiden? Untersuchungsgefangene sollte man doch besser unterbringen.“

„Jedem Gefangenen sollte man in Anbetracht seiner Hilflosigkeit gesunde Wohnstätte und Verpflegung geben“ — sagte Arthur — „dem Untersuchungsgefangenen aber nicht einen Gedanken mehr Beschränkung und Entbehrung auferlegen, als die sichere Verwahrung seiner Person fordert. Alles, was darüber hinausgeht, ist Tortur! O Malvina! ich kenne Untersuchungsgefängnisse in meinem ob seiner Bildung gepriesenen Vaterlande, wo die Tortur nur dem Namen nach abgeschafft ist, in der That aber noch in aller Abscheulichkeit besteht.“

Es ist nicht die Absicht des Erzählers hier eine Schilderung des Gefängnißwesens und des damit verknüpften Elendes zu liefern, daher übergeht er kurz die Erfahrungen, welche Arthur und Malvina bei ihrem Besuche der Wildecker Frohnveste machten. Sie durften sich sagen,

daß derselbe nicht vergebens war, daß sie einzelnen zerschlagenen Gemüthern Trost und Hoffnung gebracht hatten. Zwei Männern, die als Forststräfer saßen, hatte Arthur das Versprechen gegeben, ihre Familien zu unterstützen und nach ihrer Entlassung sie selbst auf seinem Gute zu beschäftigen.

Als das junge Paar vereint die Treppe hinabstieg, um das traurige Haus zu verlassen, begegnete ihm der Amtsfrohn mit dem aus dem Verhöre zurückkehrenden Gefangenen Arthur's. „Guten Tag, Körner!" rief der Verbrecher seinem Sieger entgegen — „gelt! nun kennst du mich?"

Der Gefragte starrte den Frager an — ein Erröthen — dann ein tiefes Erblassen — eine krampfhafte Bewegung des Mundes — und nun wieder die alte Ruhe in seinen edlen Zügen. Malvina zitterte wie ein Espenblatt an seiner Seite. Langsam genug herrschte der Amtsfrohn dem Verbrecher zu, er solle schweigen, und stieß ihn die Treppe hinan, daß er stürzte. Arthur eilte schnell herbei und hob ihn auf — „Gehen Sie doch glimpflicher mit dem Gefangenen um!" konnte Arthur sich nicht enthalten dem Frohn halb bittend, halb gebietend zuzurufen. Dann eilte er mit Malvinen von dannen.

Arthur hatte Bauleute auf seiner Besitzung, deren Wohngebäude er in einem sehr kläglichen Zustande gefunden hatte. Er mußte daher täglich ab- und zugehen, um die Leute anzutreiben, daß seine Wohnung sobald als möglich in Stand kam. Dieses Geschäft trieb ihn

auch jetzt hinaus; er verabschiedete sich daher gleich vor der Thür von Malvina.

„Aber“ — sagte sie, ihn entlassend — „sei ja bald wieder bei mir; mir ist so bang um's Herz, seit ich das unheilvolle Gesicht da drinnen gesehen habe.“

Arthur beschwichtigte sie und eilte fort. Vor der Stadt blieb er stehen, lüftete seinen Hut und richtete das mit hellen Schweißtropfen bedeckte Gesicht gen Himmel. „Herr!“ betete er — „du hast ein Damoklesschwert über meinem Haupte aufgehangen — in deine Hände befehl' ich mein Heil.“

Die Untersuchung gegen den Räuber, der sich wie vor Arthur so auch vor Gericht Rachelborn nannte, wurde mit der äußersten Energie geführt, und da sein Genosse nach wenig Tagen ebenfalls aufgegriffen wurde, so konnte sie schnell zu Ende gebracht werden. Leider aber bestand zwischen den Aussagen der Hauptzeugen — des Pfarrers und Arthur's — eine Differenz, indem Ersterer sich alle Mühe gegeben hatte das Verbrechen in einem mildern Lichte erscheinen zu lassen, während der Letztere sich in seinen Angaben der strengsten Wahrheit befleißigte. Dieser gab an, daß er den Rachelborn mit geschwungenem Beile den gefesselten Greis habe bedrohen sehen, der gute Greis aber stellte eine solche Bedrohung in Abrede. Durch diese Differenz verzögerte sich die Untersuchung mehrere Wochen. Die beiden Diebe räumten durchaus nicht ein, das Leben des Greises bedroht zu haben. Um sie zum vollen Geständ-

niß zu bringen, wurde schließlich ihre Confrontation mit den Zeugen für nöthig erachtet.

Es fehlten nur noch vierzehn Tag zur Hochzeit des jungen Paares, als Arthur zu dieser Handlung vorgeladen wurde. Er war hierauf schon seit einigen Tagen vorbereitet, und Malvina hatte ihn in dieser Zeit blässer, den Ausdruck seines Gesichtes ernster gefunden als gewöhnlich. Sie hatte darüber ihre Besorgniß geäußert, aber Arthur dieselbe immer zu zerstreuen gewußt. Als er die Vorladung empfing, bat er sie, ihm in den Garten zu folgen.

„Meine Geliebte!" nahm er im Dahinwandeln durch die Blumenflur das Wort — „seit jener Nacht im Hause deines Oheims schwebt eine Wolke über meinem Haupte, die ich deinen Blicken sorgsam verbarg, weil ich noch glaubte, sie könne sich verziehen, ohne daß sie sich entlüde. Es scheint indeß, sie wird mich nicht ganz verschonen, es wird einige Wetterschläge geben — aber jedenfalls nur kalte. Es ist möglich, daß der morgende Tag plötzlich meinen Namen mit Schmach bedeckt — möglich, daß morgen Alles, was mir freundlich zugeneigt war, sich von mir wendet wie von einem Aussätzigen — Malvina! wirst du auch dann an mich glauben wie bisher? Wirst du selbst dann noch mir vertrauen, wenn sogar dein Vater an mir irre wird?"

Er blieb stehen — sie wendete ihm ihr Antlitz zu — es leuchtete wie verklärt — „Athur!" — sprach sie — „du kleidetest den Ausdruck deiner Ueberzeugung nur in die Form einer Frage — dein Herz bedurfte derselben

nicht. Die beste Antwort, wenn eine solche erforderlich wäre, würde sein, daß ich mich jeder Frage über die Natur der Wolke, von der du sprachst, enthalte. Arthur! mein Vertrauen zu dir ist nicht ganz ungeprüft — ich habe dir nie davon gesagt — man hat mir deinen Werth, deinen ehrlichen Namen sogar schon längst verdächtigen wollen — hast du je auch nur die Spur eines Zweifels an mir wahrgenommen?"

Sie gingen weiter — er zog sie in die nahe Laube. „So laß uns heute so glücklich sein, wie wir allezeit waren" — sagte er. — „Es ist immer noch möglich, daß meine Befürchtung sich zerstreut, wenn nicht, so will ich dein Vertrauen erwidern durch eine Mittheilung, die ich bis heute noch keinem Menschen auf Erden gemacht habe, selbst meiner Mutter nicht."

Und sie warf sich an seine Brust. — „Ach! daß ich doch einmal etwas recht Schweres für dich thun oder wenigstens leiden könnte, um dir zu zeigen, wie sehr ich dich liebe!" rief sie und gab sich mit ihm ganz den Entzückungen ihrer keuschen Liebe hin.

Der folgende Tag zog herauf. Die gerichtliche Verhandlung begann; die Parteien wurden noch einmal einzeln vernommen — ihre Aussagen blieben dieselben — man schritt zur Gegenüberstellung. Kaum war Arthur Angesichts der Angeklagten befragt worden, ob er bei der Behauptung, daß er den Rachelborn mit über dem gefesselten Stiftsgeistlichen geschwungenem Beile getroffen habe, stehen bleibe, so warf der genannte Verbrecher einen

Blick teuflischen Hohnes auf den Gefragten und kaum hatte dieser mit „Ja“ geantwortet, so sagte der Räuber vortretend zu dem Inquirenten: „Also der ist mein Verkläger — der spricht, ich habe das Beil gegen den geistlichen Herrn geschwungen gehabt? — Ja — das wundert mich nun gar nicht — ich konnte mir's auch nicht denken, daß der hochwürdige Herr ein falsches Zeugniß abgelegt haben sollte — aber der da — meine Herren!“ — und er sah das ganze anwesende Beamtenpersonal mit frechen Blicken an — „Sie wissen gar nicht, was das für ein sauberer Vogel ist — das ist ein alter Bekannter von mir —“

„Zur Sache!“ rief jetzt der aus seinem dicht anstoßenden Kabinet hereintretende Oberamtmann.

„Das ist mir gerade recht, daß Sie dazu kommen, gestrenger Herr Oberamtmann“ — fuhr der Dieb fort — „da hören Sie gleich mit, was für ein Zeisig das Herrchen da ist — es war zwei ganze Jahre lang mein Bettnachbar im Zuchthause zu X. — ich verwerfe sein Zeugniß!“ —

Alle Blicke hefteten sich auf den Bezeichneten — er zitterte — erröthete — erblaßte. —

Der Amtmann zog die Klingel, der Frohn erschien. „Legt diesem verleumderischen Schurken Geschmeide an und bringt ihn in Dunkelarrest!“ befahl der Erstere.

„Halt!“ — sagte Arthur ruhig — „der Mann spricht in diesem Punkte die Wahrheit: wir waren zusammen im Zuchthause zu X.“

Den Schreibern entsanken die Federn — der Oberamtmann erstarrte — der geistliche Greis trat mit einer Thräne im Auge vor und bat den verhörenden Beamten, für heute die Verhandlung zu schließen. Dies geschah.

Die beiden Verbrecher wurden abgeführt — Arthur schickte sich ruhig zum Fortgehen an.

Der Oberamtmann stand noch immer vor Entsetzen wie eingewurzelt da — plötzlich bringt er sich einige Schritte vorwärts. — „Jede Verbindung zwischen Ihnen und meinem Hause ist aufgehoben!“ rief er Arthur zu und ging in sein Kabinet.

Arthur vernahm diese Erklärung mit stummem Schmerz, aber gefaßt.

„Kommen Sie mit mir, lieber, junger Freund!“ — bat ihn der Geistliche — „ich steh' im Dienst eines Herrn, der nicht richtet, wie die Welt richtet.“ —— „Schwager!“ rief er nach der Kabinetthür hin — „ich hätte mir von dir Besseres versprochen! Reicht deine gerühmte Humanität nicht weiter? Macht sie dich nicht behutsamer im Verdammen?“

Dann verließ er mit dem Verstoßenen das Gerichtszimmer. „Mein Schwager“ — sagte er auf dem Corridor — „hat Ihnen zwar jeden Verkehr mit seinem Hause untersagt; aber es wäre geradezu grausam, wenn wir Malvinen nicht eine kurze Erklärung von dem Vorgefallenen gäben. Hoffentlich wendet sich Alles zum Besten, denn jedenfalls ist es kein gemeines Verbrechen, weshalb Sie jene Strafe erlitten, und dann wird mein Schwager sich schon

wieder anders besinnen. Kommen Sie mit zu Malvinen!“

Diese hatte eben ihr Brautkleid erhalten und fand kaum Zeit, es vor den Blicken der eintretenden Männer zu verbergen. Mit holdem Erröthen bewillkommte sie dieselben.

„Ich komme“ — sagte Arthur — „mich auf einige Zeit von dir zu verabschieden. Du weißt, was wir gestern besprochen haben: die Wolke hat sich entladen — das Schlimmste, was ich ahnen konnte, ist erfolgt — aber nicht wahr, du hältst mich für einen rechtschaffenen Mann, auch wenn du hören mußt — ich sei im Zuchthause gewesen?“

„Arthur!“ rief Malvina erbleichend.

„Sei mein starkes Mädchen!“ bat Arthur. „Dein Vater hat mich von sich gestoßen — drum verlaß ich dich jetzt — du siehst, ich bin ruhig — trag' auch du die über uns verhängte Prüfung mit stiller Geduld! Wir sind in Gottes Hand — ich gehe mit deinem Oheim — bald erhältst du die versprochene Mittheilung.“

Sie schieden. Noch ahnete Malvina nicht die ganze Schwere des über sie so plötzlich hereingebrochenen Leides. — Arthur war so ruhig, der Ausdruck seines Gesichtes so heiter, heiterer, als sie ihn seit langer Zeit gesehen — wie konnte sie erschrecken, beben, das Schlimmste ahnen? Aber der Oheim vertrauete ihr im Fortgehen noch, daß der Vater ihren Herzensbund für völlig gelöst erklärt habe. Da erbebte sie, da wankte sie, da brach sie, in ihr Zimmer zurück-

gekehrt, in ihre Kniee zusammen und rang in Thränen aufgelöst die schneeigen Hände.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von Arthur's Schande durch die Stadt. Da hatten ja auf einmal alle Gerüchte, welche seit dem Auftreten des fremden Eindringlings über ihn aufgetaucht waren, die vollste Bestätigung gefunden, da waren ja die guten Leute, welche die Oberamtmannstochter bedauert oder gar gewarnt hatten, auf das Glänzendste gerechtfertigt — da feierten die Neider und Hasser des glücklichen Nebenbuhlers den herrlichsten Triumph! Nun war auch das schöne Amtmannskind wieder frei und — „nun kann sie sehen, wer sie noch mag“, hieß es allenthalben!

3.

Der Oberamtmann kam zu Mittag in einer Verfassung nach Hause, in der ihn Malvina noch nie gesehen. Sie flog ihm an den Hals, sie mischte seine Thränen mit den ihrigen — „Mein armes — armes Kind!“ schluchzte er.

„Warum, Vater?“ fragte sie, weil sie nicht wußte, was sie sagen sollte.

„O der Elende!“ rief er aus — „daß er dein argloses Herz so bitter täuschen, dir solche Schmach, meinem Namen solche Schande bereiten konnte!“

„Wen meinst du denn?“ fragte sie weiter.

„Ihn — ihn — den ich als Gast in mein Haus aufnahm — der sich in mein Vertrauen einschlich — diesen schlangenglatten Ausländer — du verstehst mich schon, wen ich meine — Körner —“

„Arthur?“ — erwiderte sie — „wie kommst du dazu, ihn so gräßlich anzuklagen?“

„So höre!“ Und er erzählte ihr nun die Gerichtsscene und schloß mit der Aeußerung, daß es sich von selbst verstehe, wie jede Verbindung mit dem einstigen Zuchthäusler abgebrochen sei — derselbe habe seine desfallsige Erklärung auch gehört — und stillschweigend hingenommen. „Es ist ein gräßlicher Schandfleck für meinen reinen Namen“ — setzte er nach einer Pause hinzu — „aber am meisten bekümmerst du mich — mein armes Kind!“

„Lieber Vater!“ — nahm Malvina das Wort — „ich ehre deinen Kummer, aber ich bitte dich, gebiete ihm, daß er dich nicht zu einer Ungerechtigkeit verleite. Ein wenig rasch war es von dir, daß du Arthur ohne Weiteres verdammtest, ohne Weiteres ächtetest. Noch wissen wir Beide nicht, was ihn an jenen schrecklichen Ort, den ich nur mit Beben nennen kann, gebracht hat, noch wissen wir nicht, ob er jene fürchterliche Strafe nicht vielleicht unschuldigerweise erlitt, oder in Folge eines politischen Vergehens.“

„Du hast Recht!“ — fiel der Vater ein — „daran hab' ich nicht gedacht; es muß ja kein gemeines Verbrechen gewesen sein, das ihm eine so entehrende Strafe zugezogen hat — daß ich nicht daran dachte! Ja — ja — ich hoffe, es war ein politisches Vergehen — dann könnte noch Alles gut werden. So sei munter, Malvinchen; heute Nachmittag such' ich ihn auf und verschaffe mir Aufklärung.“

„Nein, Vater!“ sagte Malvina — „laß mich gehen! Du hast Arthur durch dein barsches Benehmen verletzt — laß mich ihn dir versöhnt zuführen.“

„Du würdest ihn im Stift finden — gut, ich willige ein — wenn unsere Hoffnung sich bestätigt, wenn Arthur wegen eines politischen Vergehens in seinem Heimatlande, oder gar unschuldig im Zuchthause war, dann bringst du ihn zum Abend mit.“

Dabei blieb es.

„Athur! mein Athur!“ mit diesem Ausrufe flog Malvina in die Arme ihres Verlobten, als sie am Nachmittage in den Garten des Oheims und jener ihr hier sogleich ent-

gegen trat. Sie bat für ihren Vater wegen seines harten Benehmens um Verzeihung und theilte ihm mit, in welcher Voraussetzung sie zu ihm komme. „Nicht wahr" — schloß sie —„du vergibst dem Vater und kommst gleich mit mir?"

„Malvina!" entgegnete Arthur mit einem schmerzlichen Lächeln — „du täuschest dich — leider! bin ich nicht im Stande, die Voraussetzung, unter welcher du mir diese frohe Botschaft bringst, zu bestätigen — leider! ist das Vergehen, wegen dessen ich jene gräßliche Strafe erdulden mußte — ein gemeines."

„Aber du warst unschuldig daran!"—rief Malvina — „nimmermehr hat mein Arthur ein gemeines Verbrechen verübt!" Und sie warf sich an seine Brust und schauete ihm in sein Antlitz mit einem Ausdrucke des unerschütterlichsten Glaubens.

„Komm mit zum Onkel!" — sagte Arthur tief gerührt — „auch er, der rechte Diener des göttlichen Sünderfreundes, ist meines Vertrauens werth. Es ist möglich, daß meine Beichte mich nicht in dem Grade rechtfertigt, als du es erwartest — komm, sie zu hören!"

„So ist es recht, mein Kind!" — sagte der Geistliche, als Malvina an Arthur's Seite in sein Studirzimmer trat — „die Braut gehört zum Bräutigam, und ein Band, das der Himmel geschlossen, löst der Machtspruch eines Vaters nicht so ohne Weiteres auf Grund vager weltlicher Bedenken."

„Das denk' ich auch, lieber Onkel!" — erklärte Malvina — „und welcher Art immer das Bekenntniß sei,

das uns Arthur jetzt machen will, nimmer werd' ich das Band, das uns verknüpft, für gelöst erachten, und wenn er mich nicht verstößt, so bleib' ich seine Braut in Freud' und Leid, in Noth und Tod! Ja, wenn durch eine unglückliche Verkettung von Umständen, aus einer jener mannichfachen Verirrungen, denen die menschliche Natur unterworfen ist, wenn Arthur einer That schuldig geworden wäre, welche die Welt als ein „gemeines Verbrechen" bezeichnet und worauf sie den Fluch einer unaustilgbaren Schmach zu wälzen sich für berechtigt hält, so werd' ich doch gleich jener edeln Frau des Mittelalters, die ihren Gemahl, obgleich er ein Kaisermörder war, weder im Gefängnisse noch am Hochgerichte verließ, treu und fest an meinem Trauten halten — der, wie auch seine Vergangenheit gewesen sein mag, jetzt so rein dasteht, wie nur ein Mensch unter der Sonne!"

„Recht, mein Kind — so will es unser hoher Meister" — sagte der priesterliche Greis — „es ist hienieden kein Mensch gerecht vor Gottes Angesicht, aber ewig von Gott verworfen ist der selbstgerechte Pharisäer, der nicht Freude hat an einem aufgerichteten Gefallenen, der nicht mit ganzem Herzen ihn an seine Brust zieht, als ob er nie gefehlt hätte."

Arthur begann:

„Nach vielen vergeblichen Anstrengungen, eine wissenschaftliche Laufbahn mir zu öffnen, mußte ich zuletzt mit einer Privatlehrerstelle im Hause eines Kaufmannes, in einem meiner Geburtsstätte benachbarten Grenzorte meines

Vaterlandes vorlieb nehmen. Derselbe hatte sich durch einen schwunghaften Grenzhandel, sowie durch Wechselgeschäfte vom unbemittelten Kleinkrämer zum Nabob der Gegend erhoben — aber so groß wie sein Vermögen war auch sein Geiz. Darum gab er mir auch nur eine äußerst dürftige Vergütung für den Unterricht seiner Kinder. Indeß wurde ich bald durch ein Herzensinteresse an sein Haus gefesselt. Ich habe es meiner Malvine nicht ververhehlt, daß ich schon einmal geliebt habe. Außer meinen kleinen Zöglingen besaß jener Kaufmann auch mehrere erwachsene Kinder und darunter eine Tochter, Namens Emilie, von sehr gefälligem Aeußern. Diese erwies mir von vorn herein eine wohlthuende Aufmerksamkeit, ja als ich bald nach meiner Ankunft schwer erkrankte, pflegte sie mich mit schwesterlicher Sorgfalt. Als ich wieder genesen war, liebte ich sie mit heftiger Leidenschaft. Meine Liebe fand die heißeste Gegenliebe. So glaubte ich wenigstens, obgleich manche Leute mir zuflüsterten, daß Emilie eine ältere Bekanntschaft habe, welcher der Vater mit Gewalt entgegengetreten sei, die sie aber noch heimlich fortsetze. Ich war viel zu sehr von der Liebe und von dem Werthe Emiliens überzeugt, als daß ich solchen Zuflüsterungen Eingang in meine Seele verstattet hätte. Eine Reihe glücklicher Wochen verschwand mir da. Ihr Vater schien das Verhältniß zwischen mir und Emilien nicht ungern zu sehen, so wiegte ich mich in der Hoffnung sie einst ganz zu besitzen. Um dies möglich zu machen, bewarb ich mich um eine öffentliche Anstellung, die mir auch bald

und halb zugesichert. In dieser Zeit machte ich die Wahrnehmung, daß Emiliens Vater auf eigene Faust einen ziemlich großartigen Schmuggel unterhielt, indem er Waaren, die im Inlande hoch verzollt werden mußten, als Transitgut über die Grenze führen, an einer andern Stelle aber, von welcher er die Aufmerksamkeit der Aufsichtsbeamten geschickt abzulenken wußte, wieder zurück, und in seinen weiten Speicher bringen ließ, wo sie durch eine Versenkung augenblicklich unsichtbar gemacht werden konnten. Dieses Spiel mochte schon lange gegangen, endlich aber doch theilweise verrathen worden sein. Einst in einer schönen Mondnacht saß ich in meinem Stübchen in ein Buch vertieft, als Konrad, Emiliens älterer Bruder, der seine Bücher und Kleider mit in meinem Zimmer hatte, hereintrat und zu mir sagte, ich solle ein wenig aufmerken — wenn etwa binnen einer Stunde ein Wagen auf den Speicher zufahre, möchte ich schnell zu dem mir befreundeten Ortsrichter eilen und diesen unter irgend einem Vorwande aus seinem Hause entfernen. Darauf ging er an die Bücherei, nahm eine dort hängende Gesichtsmaske zu sich und zog sich an. Ich bemerkte zwar, wie er statt seines eigenen, einen Rock von mir anzog, den ich nicht mehr zu tragen pflegte; da wir aber von gleicher Größe waren und öfter unsere Röcke vertauscht hatten, so fiel mir dies durchaus nicht auf. Er verfuhr bei alledem so eilig, daß ich nicht einmal Zeit fand, ihm über sein Ansinnen an mich eine nähere Erklärung abzufordern. „Ich verlasse mich auf dich!“ rief er mir zu und stürzte fort.

Beinahe eine Stunde verstrich, ohne daß ich mit meinem Brüten über Konrad's räthselhaften Auftrag zu einem Resultat kommen konnte. Auf einmal hörte ich ein paar Schüsse von der Grenze herüberknallen und sah bald darauf einen großen Frachtwagen, von sechs Rossen gezogen, im schnellsten Laufe daher gerollt kommen. Gleichzeitig stürzte Emilie in mein Zimmer und rief mir zu: „Arthur! schnell! jetzt mußt du uns beistehen — lieber, theurer Arthur — du kannst uns alle retten! Thu', was mein Bruder dir gesagt hat!" Und unter Liebkosungen trieb sie mich von dannen.

„Als ich auf der Straße war, fuhr der Wagen stracks dem weitgeöffneten Speicher zu, eine große Zahl Grenzaufseher folgte wenige hundert Schritte hinterdrein. Einer sonderte sich von ihnen ab und eilte mit mir in gleicher Richtung das Dorf entlang; ich hinter letzterem schnell wie der Sturm zum Hause des Richters. „Komm eiligst mit mir! es gilt mein Glück!" rief ich dem alten Bekannten zu. Er, wie er geht und steht mit mir zum Hause hinaus, in den nahen Wald, und dort entdeck' ich ihm zögernd das so eben Erlebte! „Teufel!" rief er, „und deswegen ziehst du mich so weit mit heraus? Man hat weiter nichts gewollt, als daß ich nicht gegenwärtig sei, wenn die Grenzaufsicht Assistenz zur Haussuchung verlangt, da ohne Beisein einer Gerichtsperson Zollbeamten in kein Haus eindringen dürfen. Man hat nur Zeit gewinnen wollen, das Paschgut in Sicherheit zu bringen. Nun, im Grunde bin ich froh, des Geschäftes überhoben

zu sein, es ist Unsereinem allemal fatal, mit dergleichen zu schaffen zu haben.“ Langsam kehrten wir in das Dorf zurück, jeder in seine Behausung. Zehn Minuten später fand zwar die befürchtete Haussuchung noch statt, aber sie erwies sich gänzlich fruchtlos, der verfolgte Wagen stand leer in der Durchfahrt des Speichers und nirgends war eine Spur von Contrebande zu entdecken.

„So wäre das gesetzwidrige Unternehmen gelungen und für den Vater meiner Geliebten ohne weitere Folgen gewesen, wenn nicht bei dem Uebergang des Wagens über die Grenze ein Zusammenstoß seiner Bemannung mit einigen Grenzaufsehern stattgefunden hätte, wobei es zu einem hitzigen Handgemenge gekommen war, in welchem die Aufseher hatten unterliegen müssen. Einer von diesen war sogar durch einen Säbelhieb schwer verwundet worden. Dadurch wurde das Ereigniß Gegenstand einer Criminaluntersuchung gegen den Vater und Bruder meiner Geliebten, so wie gegen einige im Dienste des Hauses stehende Arbeiter. Die Untersuchung wurde sehr eifrig, aber lange Zeit erfolglos geführt, da die Angeschuldigten hartnäckig leugneten, die betheiligten Zolloffizianten die Identität der Personen nicht zu beschwören wagten, und sonst aufgerufene Zeugen, wie gewöhnlich in dergleichen Fällen, von dem Vorgange Etwas zu wissen leugneten. Alle Hausbewohner und Nachbarn wurden abgehört, nur mich ließ man gänzlich außer Acht, was mir natürlich nur angenehm war. Bekanntlich erblickt der größte Theil der Grenzbevölkerung im Schmuggel durchaus nichts Un-

rechtes und ist daher weit mehr geneigt einen Schmuggler zu schützen als ihn zu verrathen; auch ich, unter dem Einfluß der allgemein herrschenden Ansicht aufgewachsen, würde, wenn ich in dem vorliegenden Falle befragt worden wäre, nicht anders als zu Gunsten der Verdächtigen gezeugt haben, auch wenn das erwähnte zarte Verhältniß mich nicht an sie geknüpft hätte.

„Dieses Verhältniß füllte meine ganze Seele dergestalt, daß ich an nichts mehr dachte, als mir seine ewige Dauer zu sichern. Da Emiliens Vater mir zu verstehen gab, daß er in unsere Verbindung mit Freuden willigen werde, sobald ich auch nur eine kleine Anstellung hätte, so reiste ich, wegen des mir früher in Aussicht gestellten Postens noch immer im Ungewissen, nach der Residenz, um die Angelegenheit persönlich zu betreiben. Bei meiner Rückkehr glaubte ich wirklich dem Ziele meiner Wünsche ziemlich nahe gerückt zu sein. Trunken von Freude und Hoffnung begrüßte ich an einem hellen Winterabende die Heimat der Geliebten wieder. Da ich indeß vom Frost hart angegriffen war, so kehrte ich am Eingange des Ortes bei einem Freunde ein, um nicht so erstarrt wie ich war vor Emilien zu erscheinen. Aber welch' eine Entdeckung harrte meiner hier! Mein Freund machte mir nicht nur die entsetzliche Mittheilung, sondern gab mir auch die sonnenklare Beweise von der Treulosigkeit Emiliens Sie hatte nur ein loses Spiel mit mir getrieben: mein Freund machte mich in derselben Nacht noch zum Zeugen einer heimlichen Zusammenkunft der Schändlichen mit ihrem

früheren Buhlen. Mein Zustand war fürchterlich — es wurde meinem Freunde schwer mich von einem verzweifelten Schritte abzuhalten. — Bis an den Morgen rang ich mit den Geistern der Hölle um meine Seele. Als es Tag war, ging ich schrecklich verstört in das mir gestern noch so theure Haus — Emilie flüchtete sich vor meinem Anblick — ihr Vater starrte mich betroffen an — ich sagte ihm kalt, er solle meine Effekten mir in das Elternhaus nachschicken und verließ für immer die Behausung des Fluches — denn der Fluch des ungerechten Mammons ruhete auf ihr in seiner ganzen Schwere.

„Am Herzen der Mutter suchte und fand ich Balsam für die klaffende Wunde, die mir jenes unselige Weib geschlagen — aber lange, lange blutete sie noch fort. Eines Tages trat meine Mutter mit dem Rocke, den an jenem Abende Emiliens Bruder angehabt hatte, zu mir. Sie hatte ihn unter den mir richtig nachgesendeten Sachen gefunden und fragte, auf eine abgerissene Ecke des Schooßes deutend, wie ich zu diesem Schaden gekommen sei. Ich hatte den Rock seit jenem Abenteuer nie wieder zu Gesichte bekommen, mich auch nicht darum bekümmert, denn es gehört zu meinen schwachen Seiten, meiner Garderobe nur wenig Aufmerksamkeit zu erweisen. Jetzt erinnerte ich mich sogleich des Scharmützels zwischen den Schmugglern und Grenzaufsehern, und dankte dem Himmel, daß das verrätherische Kleidungsstück den Blicken der Justiz entzogen geblieben war. Ich sagte der Mutter, ich wisse

nicht, wie es mit der Beschädigung des Rockes zugegangen sei und bat sie, ihn Niemand sehen zu lassen.

„Indessen war die plötzliche Trennung von meiner Geliebten und ihrem Hause nicht unbemerkt geblieben; aber mit der Kunde von dem an mir begangenen Verrathe verbreitete sich zugleich das Gerücht von einem tödtlichen Rachegefühl, das ich gegen die ganze Familie hege. Jetzt erst besann man sich, daß ich doch auch um jene Schmuggelgeschichte wissen müsse, und ich wurde als Zeuge vor Gericht gefordert. Bleich und bebend erschien eines Tages Emiliens Vater in meiner Wohnung und beschwor mich fast knieend ihn nicht zu verderben. Ja, er bot Geld dafür, daß ich ihn nicht verriethe. Da zuckten meine Sehnen, und es fehlte wenig, daß ich ihn zu Boden geschlagen hätte. Doch regte sich gleich wieder ein mitleidiges Gefühl in mir, als ich die Thränen in den Augen des Graukopfes sah, und ich gab ihm die beruhigende Zusicherung, daß er von mir nie einen Verrath zu befürchten habe.

„Armuth ist eine schwere Versuchung!" rief mir einst ein theurer Lehrer halb warnend, halb voll Mitleid zu — ich sollte die Wahrheit dieses Ausspruches jetzt wie noch nie vorher erfahren. Als der reiche Schmuggler sich von mir entfernt hatte, trat der Versucher in zehnerlei Gestalt zu mir. Ich dachte der Armuth meiner Eltern — es war ein harter Winter — die Fabrikgewerbe stockten — mein Vater hatte nur halbe Arbeit — der Mangel hielt Hof um mich her. Dazu kam meine eigene Hilflosigkeit — meine Hoffnung auf eine Anstellung erwies sich als

eine Täuschung — eine schriftstellerische Arbeit, die ich umringt von Scenen des Jammers vollendete, fand keinen Verleger — es war mir entsetzlich, den bedrängten Meinigen zur Last zu fallen, statt ihnen zu helfen! Jenem reichen Manne war es ein Geringes, mich aus allem Jammer zu reißen. Viele tausend Thaler standen jetzt bei ihm auf dem Spiele, ihre Erhaltung hing von einem Laute meines Mundes ab – ich leistete ihm mit meinem Schweigen einen gewichtigen Dienst — warum sollt' ich nicht einen Gegendienst von ihm annehmen? Er hatte mir mein Schweigen abkaufen wollen — nimmermehr durft' ich auf solchen Handel eingehen — das Schweigen schien mir Gewissenspflicht, die mußt' ich frei gewähren — aber ein eben so frei gewährtes Darlehn braucht' ich, flüsterte eine Stimme, nicht zu verschmähen. Eine andere rief dagegen: Arthur! fessele dein Gewissen nicht! Ich litt fort, die eigene Noth und die der Meinen mit. Ich ging vor Gericht und zeugte, wie man es nicht erwartet hatte, zu Gunsten Derer, von denen man mich bitter gekränkt wußte. — Nicht lange darauf nahete sich die Versuchung in anderer Gestalt. Es kamen Bekannte zu mir, Männer mit grauem Haupte zu dem einundzwanzigjährigen Jüngling — sie galten für Leute von unbescholtenem Rufe, bekleideten sogar zum Theil öffentliche Ehrenämter: „Sie haben sich von Jugend auf geplagt und abgemüht für Einen Zweck" — sprach man zu mir — „Sie wollten studiren, aber weil Ihnen das Geld dazu fehlte, gelangten Sie nicht an's Ziel — jetzt schlägt sich das Glück

in's Mittel — gehen Sie, fordern Sie von dem reichen Manne, der in Ihren Händen ist, ein Darlehn von fünfhundert Thalern, damit Sie Ihre Studien vollenden können! Ein jeder andere Mann würde Ihnen unter gleichen Umständen entgegen kommen — aber von einem Geizhals, wie der ist, muß man fordern. Fordern Sie, was Sie brauchen — er wird und muß es Ihnen geben!" Alle begrabenen Wünsche und Hoffnungen meiner Jugend erwachten wieder — das goldene Ziel meiner alten Träume erhob sich wie das hunderttthorige Theben aus der Oede der Entsagung — aber wie eine trügerische Fata-Morgana bannte ich die lockende Erscheinung und blieb ein verschmachtender Wanderer in der Wüste.

„Um diese Zeit erhielt ich Nachricht, daß mir eine Stelle im Kameralfache zugedacht sei, doch müsse bei Uebernahme derselben eine Caution von einigen hundert Thalern gestellt werden. Woher sollte ich diese nehmen? Ich dachte an den reichen Schmuggler — ich konnte mich nicht entschließen ihm einen Antrag zu machen. Endlich führte ihn eine, durch ein dunkles Gerücht neu erregte Angst wieder zu mir, und nun kam er mir selbst mit den ausschweifendsten Versprechungen entgegen. Dabei weinte er, nannte sich den unglücklichsten Menschen unter der Sonne und schwor, daß er ein total geschlagener Mann wäre, wenn der Prozeß zu seinem Nachtheil ausschlüge. Seine Versprechungen wenigstens zum Theil für baare Münze nehmend, sagte ich: „Ich verlange keine solchen Opfer, als Sie mir anbieten. Ich fordere überhaupt für

das, was ich für Sie thue, gar nichts. Das merken Sie sich endlich ein- für allemal: ich thue das, weil ich nicht anders kann. Wenn mein Gewissen mir das Gegentheil befähle, so könnten Sie mir ein günstiges Zeugniß für Ihr ganzes Vermögen nicht abkaufen. Indeß einen Gefallen können Sie mir wohl thun: leihen Sie mir, wenn ich die mir in Aussicht gestellte Versorgung erhalte, die zur Caution erforderliche Summe!" Da richtete er seine Blicke feierlich empor und schwor, diese Summe nicht allein, sondern auch was ich zur ersten Einrichtung bedürfe, mir unverzinslich darzuleihen — „Ich bedaure nur" — schloß er — „daß ich so viel Geld nicht bei mir habe, sonst würde ich es Ihnen auf der Stelle auszahlen."

„Statt der gehofften öffentlichen Anstellung erhielt ich indeß nur eine kleine Privatsecretärstelle im Dienste eines höhern Staatsbeamten. Ich bedurfte somit jener Caution nicht, wohl aber einer kleinen Summe zur Einrichtung an meinem neuen Wohnort. Es gab daselbst keine meublirten Zimmer, und da ich für Wohnung selbst zu sorgen hatte, so mußt' ich ein Stübchen in einem Bauernhause beziehen, wo mich die nackten vier Wände umgaben. Um mir wenigstens das allernothdürftigste Geräthe anzuschaffen, auch Etwas zum Leben zu haben, da ich meinen aristokratischen Principal nicht um Vorschuß ansprechen mochte; so schrieb ich jenem Mann und bat ihn auf Grund seines Versprechens um ein Darlehn von fünfundzwanzig Thalern gegen die mitfolgende Schuldverschreibung. Ich wartete Woche um Woche— umsonst: es kam weder Geld, noch eine Antwort,

noch die Schuldverschreibung zurück. Da übermannte mich der Zorn: ich schrieb dem elenden Geizhals einen Brief, worin ich ihm seine Wortbrüchigkeit in herben Ausdrücken vorwarf, jedoch mit der Erklärung schloß, daß sein schmähliches Betragen mich doch nicht zu einer Aenderung meiner Handlungsweise in Bezug auf seinen Prozeß bestimmen könne, daß ich auch ferner thun werde, was ich von vornherein zu thun von meinem Gewissen getrieben worden. Damit wollt' ich jeden Vorwurf einer Erpressung von mir ablehnen, zugleich aber auch den unedlen Menschen beschämen. Diesen Brief fand ich für gut nicht der Post anzuvertrauen, sondern durch einen Expressen abzusenden. Aber als ich im Begriff war, einen solchen zu suchen, kam ein Bote von meinen Eltern, der den Koffer mit meinen Sachen brachte. Dieser Mann ging nur wenig um, wenn er über den Bestimmungsort des Briefes zurückkehrte, ich trug ihm daher die Besorgung desselben auf. Vorher sah ich jedoch meine Sachen durch, um, wenn ich Etwas vermißte, den Eltern gleich Nachricht davon zu geben. Da fiel mir der einer Ecke beraubte Rock in die Hände — ich wunderte mich, wie meine Mutter auf den Einfall gekommen war, das alte Kleidungsstück beizupacken und um es nur einmal los zu werden, schenkte ich es dem Boten, der die größte Freude darüber hatte. Ich unterließ indeß nicht, das Kleid zusammenzulegen und zu schnüren, und war froh, wie ich es aus dem Gesichte verloren hatte. Drei Tage später erscheint plötzlich der Geizige in meiner Wohnung, aber mit welch' einer Nachricht! Mein Bote war unter-

wegs, nur eine Stunde von dem Bestimmungsorte meines Briefes in einer Waldschenke eingekehrt, hatte sich da betrunken, war mit Grenzaufsehern in Streit gerathen, und von diesen durchsucht worden — da hatte man den defekten Rockschoß gesehen — einer der Aufseher war bei jenem Scharmützel zugegen gewesen — er erinnerte sich des von seinem Kameraden abgerissenen Fetzens und erklärt den Boten für seinen Gefangenen. Dieser, um sich zu legitimiren, sagt von wannen er komme, wer ihm den Rock gegeben und weist zum Ueberflusse meinen Brief an den alten Schmuggler vor. Das Ende vom Liede war gewesen, daß man Brief, Rock und Person genommen und dem Gerichte überliefert hatte. Die Untersuchung, die bereits geschlossen gewesen, war sofort von Neuem aufgenommen worden.

„Was hatte ich gethan? Wie bitter mußte ich bereuen, daß ich das Wort der Schrift vergessen hatte: des Menschen Zorn thut nicht was recht ist vor Gott! Wie mußte ich mich selbst verabscheuen, daß ich nicht lieber entbehrt, nicht lieber auf einer Schütte Stroh geschlafen hatte, als mir eine Bequemlichkeit mit Hilfe eines Groschens von jenem fluchbeladenen Mammon verschaffen wollen! Ich übersah mit einem Blicke die ganze Sachlage: der Brief lieferte zwar noch keinen ausreichenden Beweis für die Schuld der Angeklagten, aber in Verbindung mit dem beschädigten Rock war er dem Richter ein Instrument, um die Untersuchung auf mich selbst auszudehnen, mich als Mitschuldigen in Verantwortung zu

ziehen, wenn ich nicht augenblicklich ein umfassendes Bekenntniß ablegte. Aber konnte ich — durft' ich dies thun? Durfte ich es jetzt, wo ich selbst die Veranlassung gegeben hatte, daß die Untersuchung von Neuem begann? Ohne meinen unglückseligen Brief würde dieselbe zu Gunsten der Angeklagten beendet gewesen sein. Dieser Gedanke überwog bei mir augenblicklich jeden Gedanken an meine eigene Gefahr, und wenn ich noch geschwankt, so hätte die Erinnerung daran, daß man früher schon eine rachsüchtige Gesinnung bei mir vorausgesetzt und darauf die Hoffnung gebaut hatte, von mir ein verrätherisches Geständniß zu erhalten, mich zu dem festen Entschlusse bringen müssen, jetzt lieber Alles über mich ergehen zu lassen, als zum Nachtheile der Angeschuldigten zu zeugen. Ich wußte, daß, wenn dies geschah, man allgemein die ganze Geschichte mit dem Boten für ein beabsichtigtes Manöver halten würde. Es wurde mir schwer, den zitternden Ueberbringer so böser Mähr zu beruhigen, jedenfalls glaubte auch er, daß der Bote zu der traurigen Rolle bestimmt gewesen sei, die er spielte.

„Noch hoffte ich, daß ein Hauptbeweismittel gegen die Angeklagten, der abgerissene Rockzipfel, verloren gegangen sei, und damit tröstete ich mich, als ich den andern Tag vor Gericht geladen wurde. Da ich bei meinen frühern Aussagen blieb, so wurde ich, wie ich vorausgesehen, als der Mitschuld verdächtig, selbst zur Haft gebracht. Bei den andern Angeschuldigten war dies in Betracht ihres bedeutenden Besitzstandes nicht für noth=

wendig erachtet worden. In meinem nächsten Verhöre sah ich mir den verhängnißvollen Rock sammt dem abgerissenen Zipfel vorgehalten — da schwand alle meine Hoffnung. Das ganze betheiligte Zollpersonale wurde von Neuem vernommen — man erinnerte sich jetzt genau meiner Statur — aber auch, daß man mich bei der Einfahrt des Wagens in den Speicher von diesem weg und hinter dem Dorfe fortlaufen sehen — ja man sprach auf einmal mit der größten Bestimmtheit die Ueberzeugung aus, daß ich der sei, der den einen Auffeher bei Ausübung seiner Dienstpflicht schwer verwundet habe. Ich stellte dies natürlich in Abrede — verweigerte aber auch sonst jede Auskunft. Es wurde mir hart zugesetzt — ich mußte den bittern Kelch einer langwierigen Untersuchungshaft bis auf die Hefen leeren — ich trank ihn als verdiente Strafe dafür, daß ich mich nicht rein erhalten hatte von jeglicher Berührung mit einer faulen Sache und mit ungerechtem Gute. Meine Eltern waren von meiner Unschuld überzeugt — sie beschworen mich ein offenes Geständniß abzulegen — ich blieb standhaft. Ich demüthigte mich unter die starke Hand Gottes, die mir diese Heimsuchung schickte zur Läuterung meines innersten Wesens, zur Befestigung in der Tugend, zur Erhebung meines Geistes zur höchsten Freiheit. Der Prozeß dauerte lange, endlich kam mein Urtheil — es lautete auf drei Jahre Zuchthaus. Die Berufung dagegen war fruchtlos — ich mußte das Kleid der Schmach tragen. Ich trug es, im Hinblick auf Den, der von keiner Sünde wußte und um der gefallenen

Menschheit willen geschlagen, verspeiet, verlästert, zum schimpflichen Tode verurtheilt wurde, in Geduld und mit aufrichtiger Buße, deren ich mehr bedurfte, als ich ehedem gewähnt hatte.

„Dies mein Bekenntniß — ich unterwerfe mich nun dem Urtheile meiner theuern Beichtiger. Ich weiß, daß dies kein gänzlich verdammendes sein wird, aber so günstig es für mich ausfallen mag, so kann es doch die Differenz nicht lösen, die zwischen Malvinens Vater und mir eingetreten ist. Da er vor der Hand unter keiner Bedingung die jetzt erzählte Geschichte erfahren darf, so bleibe ich in seinen Augen eben der wegen eines gemeinen Vergehens zum Zuchthause verurtheilt Gewesene, und er wird schwerlich zugeben, daß seine Tochter sich mit einem solchen vermähle. Er wird es mir noch überdies zum Vorwurfe machen, daß ich meine Schmach verheimlicht habe, und vielleicht bin ich da wirklich nicht ganz vorwurfsfrei — allein ich liebte dich, meine Malvina, und wußte mich unschuldig, und soweit ich strafbar war, hatte ich vollkommen dafür gebüßt — ich fühlte mich durch mein späteres Leben würdig, meine Augen zu dir zu erheben, würdig, um deine Liebe zu werben, und ich hatte den Muth nicht, mein heißerstrebtes Glück, als ich es erreicht sah, auf's Spiel zu setzen. Ich kannte das Vorurtheil der Menschen, das hyderköpfige Vorurtheil, dessen Umschlingungen sich selbst die Besten nicht ganz entziehen können, ich zweifelte, ob dein Vater sich soweit über dasselbe erheben würde, einen ehemaligen Züchtling seinen Eidam nennen zu mögen, wenn derselbe auch sein Vergehen

vollständig gebüßt und vom Himmel zu Gnaden angenommen worden.

„Denke auch nicht zu klein von meinem Vater“ — entgegnete Malvina, ihre Thränen trocknend — „soviel darf ich ihm doch sagen, daß du unschuldig gelitten, und er wird mir das so gern glauben, denn er liebt dich. Ich fordere dich auf, mit mir zu ihm zu kommen, damit ich Euch versöhnt, Brust an Brust legen kann. Bitte, bitte — mein hoher Herr!“ setzte sie leise hinzu.

„Ich habe ein langes Leben gelebt“ sagte der Greis mit tief bewegter Stimme und Thränen im Auge — „und habe viel zu thun gehabt mit den Wunden, an denen unser Geschlecht darnieder liegt, — ich habe da viel Leid zu tragen gehabt, aber auch recht innige Freuden empfunden — aber eine größere und heiligere ist mir nicht bereitet worden, als heute durch Sie, mein geliebter Freund! Schon längst ahnte ich in Ihnen, dem Protestanten, ein Mitglied der unsichtbaren Kirche Christi — jetzt weiß ich, daß Sie es sind. Nicht daß ich Sie in Ansehung der erzählten Geschichte von jedem Irrthume bei Ihrer Handlungsweise freispräche, aber die Art, wie Sie die Folgen Ihres Irrthums getragen, wie Sie Ihr Kreuz auf sich genommen haben und unserm lieben Herrn nachgefolgt sind in Geduld und Gottseligkeit — dies, mein Freund, macht Sie meinem Herzen so theuer, wie sonst nur ein Wesen auf der Welt es ist: meine gute Malvina. O Ihr Gesegneten des Herrn! In wenig Tagen sollte Euer Hochzeitstag sein — diese zitternde Hand sollte Eure Hände vereinigen, dieser bebende Mund Euern Liebesbund

segnen -- aber was bedürfet Ihr meines Segens, da Gott seinen so deutlich über Euch gesprochen? Ihr seid für einander bestimmt von Ewigkeit her, und keine Menschenmacht soll Euch scheiden! Mag die Wolke, die sich über Euch aufgezogen hat, stehen, so lange sie will, mag sie Euch äußerlich noch Monden, ja Jahre auseinander halten, Ihr seid doch verbunden, und wenn es dem Fürsten dieser Welt gelänge, für Eure ganze Lebenszeit den ersehnten Hochzeitstag von Euch fern zu halten, Ihr werdet sie fort und fort feiern die hohe Zeit einer unverwelklichen Liebe, einer von Gott geschlossenen Ehe. Bleibet heute bei mir, bis es Abend wird, meine Kinder! vergesset mit mir alles Leides dieser argen Welt und seid so glücklich, als wenn morgen Euer Ehrentag wäre! Es hieße Denjenigen Recht geben, die in den Eitelkeiten der Welt ihr Glück suchen, wenn wir ihnen nicht zeigten, daß wir, um glücklich zu sein, nur der Tugend bedürfen, des Friedens mit Gott und unserm Gewissen."

4.

Arthur hatte sich nicht geirrt: der Oberamtmann war durch die Mittheilung Malvinens, daß sie selbst von der Unschuld ihres Bräutigams überzeugt, aber außer Stande sei, das wahre Sachverhältniß zu offenbaren, nur halb befriedigt. Er erklärte, es müsse, so lange Arthur's Unschuld nicht öffentlich dargethan sei, bei seinem Ausspruche bleiben. Er sei dies seiner Stellung schuldig, die durchaus keinen Makel an seinem Namen dulde — er hoffe, Malvina werde dies einsehen und sich ohne Weiteres in die Trennung von Arthur fügen.

„Vater!" — rief da das Mädchen aus — „was muthest du mir zu! Ich soll dem Vorurtheile der Welt meine Liebe opfern? Soll, während ich die vollkommenste Ueberzeugung von der Unschuld meines Geliebten habe, ihn von mir stoßen, weil er in den Augen der Welt ehrlos scheint? Davor bewahre mich der liebe Gott, auf dessen Evangelium ich gelehrt bin, daß ich eine solche Sünde wider den heiligen Geist beginge, daß ich dem Moloch der Weltehre meine Ehre vor Gott opferte!"

„Vielleicht täuscht dich dein Herz" — versetzte Holderberg — „vielleicht ist Arthur doch schuldiger, als du glaubst. Warum, wenn er wirklich schuldlos gelitten, verbarg er dir und mir sein Schicksal so sorgfältig? Er wäre uns die Mittheilung schuldig gewesen — nein, Mal-

vina, Arthur hat kein Recht auf unser Vertrauen in sein Wort — ich fürchte, er war schuldig —" — „Und wenn er es gewesen wäre" — unterbrach ihn Malvina — „so hätte er dafür gelitten, hätte gebüßt und dadurch seine Schuld gesühnt. Nun ist er so rein wie zuvor — so will es das Evangelium. Was ist das für ein Gebahren, Menschen für ein Vergehen noch über eine ohnehin entsetzliche Strafe hinaus mit lebenslänglicher Entehrung zu verfolgen? Wie verträgt sich ein so rachsüchtiges, unversöhnliches System mit dem Christenthume? „Es wird Freude sein über einen Sünder, der Buße thut, wie über neunundneunzig Gerechte" — das sollte in der christlichen Welt gelten! Und wenn es in der ganzen Welt keine Wahrheit wäre, so oft es auch von den Kanzeln gepredigt wird. — so soll es doch seine Geltung haben im Herzen des liebenden Weibes. — Mein theurer Vater! zum erstenmale in meinem Leben befinde ich mich in der Lage, dir widersprechen zu müssen, und ich bin darüber auf das Tiefste betrübt — aber ich hoffe von deinem Herzen und deiner bessern Einsicht, daß sich dieser Zwiespalt lösen wird — du wirst dich nicht auf die Seite „der harten, lieblos richtenden Menschheit" schlagen, wirst das Glück deines Kindes nicht einem Phantom zum Opfer bringen."

„Du lebst zu sehr in Idealen, mein Kind" — entgegnete Holderberg — „ganz können wir uns dem Einflusse der öffentlichen Meinung, dem Urtheile der Welt nicht entziehen, so lange wir der Welt angehören, zumal wenn wir eine öffentliche Stellung einnehmen. Wär' ich

ein einfacher Privatmann, so würde ich vielleicht jede Rücksicht deinen Wünschen nachstellen, allein als öffentlicher Beamter, als Richter zumal, muß ich mich von dem Brandmale — einen gemeinen Verbrecher, oder doch in den Augen der Welt als solcher Dastehenden, zum Eidam zu haben, frei erhalten. Es ist auch zum erstenmale, daß ich in dem Falle bin, eine kategorische Sprache mit dir zu reden: die Verbindung mit Körner muß abgebrochen bleiben! Du wirst meine gehorsame Tochter sein, wie du es immer warst."

„Gewiß, mein Vater!" erwiderte Malvina. „Ich werde vor der Hand auf die öffentliche Vollziehung unserer Verbindung verzichten, werde mich vor den Augen der Welt von Arthur zurückziehen — mehr kann sie nicht von mir fordern, ein größeres Opfer heischt deine Stellung nicht. Aber ich werde nach wie vor Arthur's Braut bleiben, ja ich werde dich anflehen, unserm Bund in aller Stille durch den Oheim die kirchliche Weihe geben zu lassen — mich verlangt Arthur's Weib zu sein —"

„Nimmermehr!" fuhr der Oberamtmann heftig auf — verbesserte sich aber schnell, indem er hinzufügte: „so lange die Sachen stehen wie jetzt."

„Gut, mein Vater!" sagte Malvina mit zitternder Stimme — „ich weiß, was ich zu thun habe — noch hoffe ich du werdest dich eines Bessern besinnen, sobald auch der Onkel für Arthur's Unschuld gezeugt hat."

Darin täuschte sie sich indeß. Am folgenden Morgen kam der ehrwürdige Greis in aller Frühe in das Amt-

haus; er sprach lange und eindringlich mit seinem Schwager; allein dieser blieb bei seinem Ausspruche: „die Verbindung zwischen den Verlobten müsse so lange suspendirt bleiben, bis Arthur's Unschuld öffentlich erwiesen sei.“

Als Arthur diesen Bescheid aus dem Munde des Priesters vernahm, seufzte er tief auf — „Wie Gott will!“ sagte er nach einer Pause und ging auf sein Gut. In dem Eichwalde aber, durch den sein Weg führte, saß er nieder und weinte wie ein Kind. So nahe war er dem heißersehnten Glücke gewesen und nun diese plötzliche Vereitelung! „O Herr! laß diesen Kelch vorübergehen!“ betete er und weinte fort. Es hätte nur ein Wort gekostet, er hätte nur in seine Heimat eilen, eine Revision jenes Prozesses beantragen und dabei die Wahrheit bekennen dürfen; so konnte es nicht fehlen, er mußte gerechtfertigt werden. Er liebte Malvinen mit dem höchsten Feuer einer kraftvollen Natur, er lebte nur in ihr, das Leben ohne sie war ihm öd' und leer, das Leben mit ihr der Himmel auf Erden — es stand vor seiner Seele in seiner ganzen paradiesischen Schönheit, es winkte und lockte mit tausend Rosenfingern aus Blumenhainen, und entzückende Stunden tanzten als liebliche Genien vor seinen trunkenen Augen — das Paradies stand offen, kein Cherub mit dem Schwerte davor, nur er sprach den Bann über sich selbst. Jene Menschen, die ihn mißbraucht, verrathen, schnöde preisgegeben hatten — jene Menschen, die nur dem Gemeinen dienten, waren sie der Rücksicht werth, die er ihnen widerfahren ließ? „Herr! führe uns nicht

in Versuchung!" betete er — und: „Sie liebt mich doch, sie bleibt doch meine Braut!" rief er sich zu; dann setzte er seinen Weg fort. Er blieb auf seinem Gute, beschäftigte sich mit der neuen Einrichtung desselben, vermaß und mappirte seine Fluren und studirte Naturwissenschaften. Schon am zweiten Tage seines Aufenthaltes daselbst empfing er einen Brief von Malvinen, der, die treueste und heißeste Liebe athmend, ihn wunderbar tröstete und stärkte. Und von nun an gelangte er einen Tag um den andern in Besitz einer so süßen Botschaft, die er nie verfehlte sofort zu erwidern. In diesem Gedankenaustausche verlebten die Liebenden eine Reihe, wenn schon nicht harmlos glücklicher, doch auch nicht bitter schmerzlicher, stiller Tage. Sie lebten, duldeten und hofften in und für einander.

Malvina gab nicht alle Hoffnung auf, daß ihr Vater seinen harten Spruch noch zurücknehmen werde, und gelegentliche wohlwollende Aeußerungen von ihm bestärkten sie in dieser Hoffnung. Mittlerweile ging der Prozeß gegen die beiden Diebe zu Ende. Von dem ihnen zustehenden Rechte Gebrauch machend, erwählten sie sich einen Vertheidiger in der Person eines jungen Advokaten, der als früherer, unerhört gebliebener Bewerber um Malvinen zu den erbittertsten Widersachern Arthur's gehörte. Dieser fand jetzt eine treffliche Gelegenheit, sein Müthchen an dem Gegenstande seines Hasses zu kühlen, indem er in der Vertheidigung Alles aufbot, um Arthur's Charakter in das abscheulichste Licht zu stellen und so sein

Urtheil zu entkräften. Rachelborn hatte ihm hierzu im Schlußverhör trefflich vorgearbeitet: er hatte behauptet, das Beil in dem Augenblicke erhoben zu haben, wo er durch das Fenster Arthur's ihm wohlbekanntes Gesicht erblickt habe, er habe geglaubt, dieser komme in mörderischer Absicht gegen den Hausherrn, was ihm nach seiner Vergangenheit wohl zuzutrauen gewesen wäre. Aus dieser Aussage ließ sich in Verbindung mit der von Arthur eingeräumten Thatsache viel machen, und der Vertheidiger machte Alles daraus, was möglich war. Die Schrift war in der That ein Meisterstück rabulistischer Fechterkunst: ihr zufolge war Rachelborn ein Heiliger im Vergleich zu Körner, gegen dessen ihm bekannte Gefährlichkeit der Erstere, dessen Vergehen stets nur Diebstähle gewesen, den Geistlichen beschützt habe. Auch Arthur's Akatholicismus war darin mit ausgebeutet. Die Ausgeburt des Hasses machte sowohl auf die Untersuchungsbehörde als auf die Spruchrichter einen gewaltigen Eindruck. Der Oberamtmann wurde dadurch an seiner empfindlichsten Seite getroffen, und wenn in der letzten Zeit manchmal eine Stimme zu Arthur's Gunsten sich in seiner Brust erhoben hatte, so war jetzt jede Sympathie für ihn fast rein ausgetilgt. Glücklicherweise wußte er nicht um Malvinens Briefwechsel, dessen Vermittler der Stiftsgeistliche war — sonst wäre es darum geschehen gewesen. Das Gespenst der „Blame“ verfolgte den armen Mann Tag und Nacht, und die Leute bemerkten, wie er sichtlich magerer wurde unter den blutsaugenden Umarmungen dieses Vampyrs. Mit tiefem

Kummer sah Malvina die Veränderung in der Gestalt ihres Vaters — was konnte sie thun, um ihm seinen Kummer abzunehmen, ihm seine frühere Heiterkeit und Leibesfülle wiederzugeben? Sie verdoppelte ihre zärtliche Aufmerksamkeit gegen ihn — umsonst; sie mußte sich am Ende wohl noch rauh zurückgestoßen sehen. Sie litt unendlich dabei, aber sie wurde keinen Augenblick irre in dem, was sie that, und thun mußte. Und wenn ja einmal ein Bedenken in ihr erwachte, so war ihr Seelenberather, der Oheim, da, der sie beruhigte und ermunterte.

Sobald Arthur die Gebäude seines Gutes in Ordnung hatte, nahm er seine Mutter zu sich und so wurde sein abgeschiedenes Leben um Vieles erleichtert. Wie froh war Malvina darüber, aber wie sehnte sie sich auch, die Frau einmal zu sehen, die den Mann ihrer Wahl unter ihrem Herzen getragen hatte! Auch auf dieses Glück mußte sie Verzicht leisten — aber nicht lange. Eines Tages saß Malvina still in ihrem Zimmer — sie hatte ihr Brautkleid hervorgesucht und gab sich den süßen und doch wieder so schmerzlichen Gedanken hin, die der Anblick desselben wach zu rufen geeignet war. Da klopfte es leise an ihre Thür, und auf ihr „herein!“ stellte sich ihr eine kleine Matrone in schlichter Kleidung mit bescheidenem Gruße dar. Kennt ihr den ahnenden Geist der Liebe? Malvina eilte auf die Unbekannte zu, hieß sie herzlich willkommen, und obgleich sie nicht wagte ihrer Ahnung Worte zu geben, so zweifelte sie doch nicht, daß es Arthur's Mutter sei, die vor ihr stand. Und so war es.

„Fräulein Malvina Holderberg?“ — redete die Frau das froh überraschte Mädchen an, und fuhr als die Frage bejaht wurde, fort: „Ich komme von meinem Sohne — weil er nicht schreiben kann —“

„Um Gottes willen!“ rief Malvina — „ist er krank geworden?“

„Leider!“ antwortete Frau Körner — „gestern Nachmittag überfiel ihn ein Schwindel; er mußte sich legen; bald trat ein heftiges Fieber ein — das ihn noch nicht verlassen hat — ein großes Glück, daß ich da bin!“

„Haben Sie den Arzt gerufen?“ fragte Malvina bis in das Mark erschrocken.

„Ich mußte ihn noch in der Nacht holen lassen“ — erwiderte die Matrone, aber jetzt war sie nicht länger im Stande, die mühsam verhaltene Angst ihres Herzens zu verbergen — sie brach in heftiges Weinen aus.

Malvina ahnte das Fürchterlichste. Da gab es kein Besinnen, keine Bedenklichkeit. Ihr Vater hatte eine auswärtige Expedition, sonst wäre sie augenblicklich zu ihm geeilt, ihm zu sagen, daß sie an's Krankenlager ihres Bräutigams eilen müsse. Jener Pflicht war sie jetzt überhoben; schnell war sie zum Aufbruch gerüstet, setzte ihre Schwester davon in Kenntniß und begleitete Frau Körner nach dem Wohnsitze ihres Sohnes.

Da lag die hohe kräftige Gestalt des theuern Mannes wie ein vom Sturm entwurzelter Baum, ohnmächtig, ein trauriges Bild der Vergänglichkeit irdischer Kraft und Schöne, da lag sie umstrickt von den grinsenden Gespen-

stern, die der Fürst der Verwesung als seine Herolde vorauszusenden pflegt und deren giftiger Berührung wenig Opfer entgehen. Es war ein Nervenfieber der bösesten Art, das an Arthur's Mark und Beinen zehrte, aber so heftig es ihn ergriffen hatte, so war doch das Licht seiner Seele keinen Augenblick getrübt worden. Ein wüthendes Feuer hatte ihm gegen Mitternacht das Haupt auseinander zu treiben gedroht, aber sein Geist war klar geblieben; dann war er in eine tiefe Ermattung der Sinne versunken, so daß das Bewußtsein von ihm gewichen schien — da hatte der Arzt der Mutter schonend mitgetheilt, sie möge sich auf das Schlimmste bereit halten — der Kampf könne nur noch wenig Stunden dauern; wenn nicht gegen den Morgen hier eine wohlthätige Krisis eintrete, sei es um den Kranken geschehen. Dieser hatte es vernommen, ohne sich regen zu können. Hierauf war das Fieber von Neuem gekommen, endlich aber waren Ströme Blutes aus dem Munde geschossen, bis er in einen Ohnmacht ähnlichen Zustand gefallen war. Der Arzt war nicht von seinem Bette gewichen und da er bis nach beendigter Krisis zu bleiben erklärte, so hatte Frau Körner sich aufgemacht, der Braut Kunde von der Erkrankung des Bräutigams zu bringen.

Als Malvina an das Krankenbett trat, öffnete Arthur seine Augen, sie fielen auf die süße Gestalt, er lächelte, aber außer Stande sich zu regen, konnte er ihr sonst kein Zeichen des Erkennens und der Begrüßung bieten. Der Arzt bat Malvina, gefaßt und ruhig zu erscheinen und dem Kranken

ihren Anblick zur Erquickung zu lassen. Diese Aufforderung klang ihr wie Himmelstrost. Sie faßte leise Arthur's Hand und nahm an seinem Lager Platz, um es nicht wieder zu verlassen, bis er genesen wäre.

„Herr Doktor!" bat sie den Arzt, als er sich entfernen wollte — „erzeigen Sie mir den Gefallen und gehen Sie zu den Meinigen. Sagen Sie in der Abwesenheit meines Vaters der Tante oder meiner Schwester, ich käme nicht nach Hause — ich gehöre jetzt an das Krankenbette meines Bräutigams — meines Gatten vor Gott. Man möge so gut sein und mir die nöthigsten Sachen herausschicken."

„Ihre Gegenwart und Pflege wird dem allerdings sehr schweren Patienten heilsamer sein, als alle Kunst und Arzenei" — sagte der Arzt und versprach, seinen Auftrag bestens zu besorgen.

Als der Oberamtmann am Abend nach Hause kam und von Malvinens Schritt Nachricht erhielt, gerieth er außer sich vor Bestürzung und Zorn. Er wußte im Augenblick nicht, was er beginnen sollte.. „O diese Blame — diese Schmach!" rief er einmal über das andere aus. Vergebens suchten seine Schwester und Franziska ihn zu beruhigen. Anfangs vergaß er sich so weit, den Amtsfrohn senden und das „ungehorsame Kind" durch diesen holen lassen zu wollen. Auf die Vorstellungen der beiden Frauen beschloß er endlich, blos Franziska mit dem Wagen zu senden.

Die Braut wich nicht von ihrem Posten — die Schwester mußte unverrichteter Sache zurückfahren. Da sendete der Oberamtmann der Widerstrebenden die Drohung zu, daß

er jetzt zum letztenmale als Vater ihr befähle nach Hause zu kommen; wo nicht, so werde er als Obrigkeit verfahren und sie mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurück- und nöthigenfalls in ein Kloster bringen.

Darauf antwortete Malvina schriftlich:

„Mein theurer Vater! In aller Ehrfurcht, die einem Kinde geziemt und mit dem tiefsten Seelenschmerz erkläre ich dir, daß ich mich außer Stande fühle, deinem Befehle Folge zu leisten. Meine Anwesenheit kann nach dem Urtheile des einsichtsvollen Arztes das Leben Arthur's retten — ich müßte ein ganz unweibliches, nein, ein entmenschtes Geschöpf sein, wollte ich hier nur einen Augenblick von dem eingenommenen Posten weichen. Ich flehe dich im Namen der Menschlichkeit, für die du ja allezeit gelebt und gewirkt und die du mich selbst üben gelehrt hast, flehe dich als bis in den Tod getreue Tochter an, nicht ferner in mich zu dringen, daß ich meine heiligste Pflicht verletzen solle, und mir zu verzeihen, wenn ich jedem solchem Ansinnen mich widersetze."

Als Malvina diesen Brief geschrieben hatte, kam ihr Oheim. Sie theilte diesem das Geschriebene mit; er billigte es und erbot sich den Ueberbringer zu machen. Malvina legte das Billet in seine Hände und bat ihn, Alles aufzubieten, den Vater zu besänftigen.

Der Greis entfernte sich bald wieder und verfügte sich stracks nach der Stadt zu seinem Schwager.

„Ist das erhört?" rief dieser aus, als er Malvinens Erklärung gelesen. — „Solch ein Trotz ist mir noch nicht vorgekommen — aber ich will ihn brechen!"

„Und was willst du thun?“ fragte der Geistliche ernst und ruhig. „Höre einmal ein Bibelwort von mir, Schwager! „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn!“ lautet dasselbe, und ich hoffe, daß du noch so sehr Christ bist, um das Wort Gottes zu respektiren. Nun höre aber auch mein menschlich Wort: Wenn du deiner Tochter drohst, sie mit Gewalt von einer heiligen Pflicht zurückzuhalten, so überschreitest du die Grenzen der väterlichen Gewalt und machst dich dadurch jedes Rechtes auf sie verlustig. Hüte dich, daß du dir dein Kind nicht für immer entfremdest! Die Kindespflicht hat ihre Grenzen, und deine Tochter hat die ihre treu und gewissenhaft bis an die äußerste Mark erfüllt. Du bleibst als Vater immer nur Mensch und dein Wort ist Menschenwort. Man muß aber Gott mehr gehorchen als den Menschen. Der Bund, der Malvina und Arthur vereint, ist Gottes Stiftung, du hast nicht die Macht, ihn zu zerstören, am allerwenigsten hast du ein Recht zu fordern, Malvina solle ihrem Verlobten die Pflicht der liebenden Braut versagen. Malvina bleibt ihrer Pflicht getreu — ich werde sie zu schützen wissen.“

„Pfaffe!“ knirschte der Oberamtmann. — „Und ich werde sie zu bändigen wissen“ — fügte er hinzu. Der Geistliche verließ das Haus, um eine traurige Erfahrung reicher — die Erfahrung, daß über gewisse Vorurtheile der Welt selbst bei gutartigen Menschen die Stimme der Natur, ja die Stimme der Religion keine Macht habe.

Am andern Morgen in aller Frühe erschien der Stiftspfarrer in Begleitung des Stiftsverwalters, des Meßners

seiner Kirche und zweier Kapellknaben mit den heiligen Gefäßen in Arthur's Behausung. Sowohl Arthur's Mutter als Malvina erschraken, als sie den Aufzug über den Hof kommen sahen und das ganze Hofgesinde meinte es gälte der letzten Oelung ihres guten Herrn, denn sie wußten nicht, daß er ein „Ketzer" war. Malvina flog dem Oheim entgegen — „Was bedeutet das, mein theurer Onkel?" rief sie ihm zu.

„Ich komme, dich zu Arthur's Gattin zu weihen" — antwortete der Greis. — „Es ist hier einer von den Fällen, wo man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen — ein wahrer Diener des Herrn muß allezeit wissen, wo ein solcher Fall eintritt, und was er da zu thun hat. Komm, mein Kind, zur Beichte!"

Wer beschreibt das Entzücken der liebenden Braut? Sie preßte die Rechte des priesterlichen Verwandten an ihr Herz und blickte mit wonnefeuchten Augen zum Himmel empor. Jetzt trat auch Frau Körner heran und erfuhr aus dem Munde des Greises seine Absicht. „Bereiten Sie Ihren Sohn auf die Feier vor" — bat er die vor Freude zitternde Matrone — „indeß ich die Beichte meiner Nichte anhöre."

Malvina ging mit ihrem Oheim in ein anderes Zimmer — die übrigen Personen wurden von Frau Körner in die Krankenstube geführt. Arthur, der sich noch immer nicht im Bette aufrichten konnte, aber doch seiner Arme und Hände Herr war, streckte den Eintretenden die Hand entgegen — er errieth den Zweck ihres Besuches noch eh'

seine Mutter ihm denselben mittheilte. „Lege mir recht viel unter den Kopf, damit ich aufrecht sitze", bat er sie und schauete mit stiller Wonne den von dem Meßner vorgenommenen Zurüstungen zu der Feierlichkeit zu. Ein vor das Bett gestellter Tisch war bald in einen Altar verwandelt — der Weihrauch duftete, die Kerzen leuchteten — der Geistliche und sein Beichtkind traten ein. Das Hausgesinde wurde zur Zeugenschaft herbeigerufen, der Arzt erschien noch obendrein, der Stiftsverwalter vertrat die Stelle des Brautführers, und die Ceremonie begann. Wenig Minuten später rollte ein Wagen in den Hof — Malvina erkannte ihn gleich — es war der väterliche. Vor dem Hause anhaltend, ließ er einen Amtsaktuar und den Frohn in Uniform seinem Innern entsteigen. Sie kamen zu spät — die Ceremonie war beendet: Malvina war Arthur's Weib! —

5.

Unter der sorgfältigen Pflege seiner lieblichen Gattin und den rastlosen Bemühungen des trefflichen Arztes siegte Arthur's Natur über die Macht des Fiebers; ein anhaltend schöner Spätsommer und Herbst begünstigten das Werk der Genesung und mit ihr zog der Geist des Friedens und der Freude in die Behausung der Neuvermählten ein. Malvina's Glück bei dem täglich kräftigeren Aufleben des Gatten war unbeschreiblich — nur das Zerwürfniß mit dem Vater ließ es nicht zur Vollkommenheit reifen. Sie unterließ nicht, sich ihm zu nähern, sich um seine Vergebung, um seinen Segen zu bemühen. Aber, obgleich er sich in die vollendete Thatsache ihrer Ehe fügte, so schloß er sich doch finster von dem jungen Paare ab. Er glaubte nur dadurch den Makel, der seiner Ansicht nach durch diese Verbindung auf seinen Namen fiel, davon entfernen zu können, wenn er die Verbundenen streng verleugnete. Es that ihm weh, denn im Grunde seines Herzens war er nicht lieblos; aber das Vorurtheil siegte über sein besseres Gefühl. Er sagte sich öffentlich von seiner ungehorsamen Tochter los; auf diese Art, wie er wähnte, seiner richterlichen Pflicht genugthuend, wie einst der ältere Brutus, indem er die seinem Blute entsprossenen Verräther der Republik richtete. Aber als der verblendete Beamte dieses Opfer vollbracht hatte, war ihm das Leben öd' und lästig und er alterte schnell.

Die beiden Diebe kamen mit einer verhältnißmäßig gelinden Zuchthausstrafe davon. Als sie abgeführt wurden, dachte Holderberg an das Leid, das durch sie in sein Haus gekommen war und er legte sich zum erstenmale die Frage vor: was denn geworden, wenn jenes Verbrechen nicht stattgefunden hätte oder von Arthur nicht verhütet worden wäre. Er mußte sich die Antwort geben, daß dann höchst wahrscheinlich Alles seinen ruhigen Lauf genommen, Malvinens feierliche Vermählung keine Unterbrechung erlitten und er sich glücklich in dem Glücke seiner Kinder gesonnt haben würde. „Ach, warum mußte dieses unselige Ereigniß dazwischen treten?“ seufzte er. Eine geheime Stimme in seinem Innen rief dagegen: „Nicht das Ereigniß hat dein Glück gestört, sondern deine Verblendung. Du giebst selbst zu, daß es nicht Arthur's Unwerth ist, der dich von ihm fern hält, ja, daß du durch ihn, wie du ihn selbst kennen gelernt, befriedigt, beglückt warst — du bist ein Thor!“ Aber diese Stimme verhallte und Holderberg blieb unversöhnlich.

Arthur's Genesung war so weit vorgeschritten, daß er zum erstenmale wieder an die freie Luft gehen durfte. Ein sonniger, sommermilder Oktobertag empfing den so lange im Zimmer Festgehaltenen in dem freundlichen Obstgarten, der seine Wohnung auf drei Seiten umgab. Sein holdes Weib geleitete ihn. O der unaussprechlichen Wonne, die des Genesenen Herz ergreift, wenn er nach langem Siechthume zum erstenmale wieder hinaustritt in die freie Natur, unter den blauen, sonnigen Himmel, in die

erquickende Gottesluft, auf die lachende Flur! Wie sich da die Brust erweitert! wie da die Seele ihre Flügel hebt und regt! wie Auferstehungswonne den Geist durchdringt und jeder Nerv, jede Fiber sich mit Liebeslust an das Leben schmiegt! Und nun erst, wenn ein so theures, süßes Wesen, wie Malvina, wenn eine geliebte Braut oder junge Gattin den Genesenen in die geöffneten Arme der Natur führt und zu der guten Allmutter spricht: „Da hast du ihn wieder und nun gieb mir ihn auf immer, daß ich mich seiner Blüte und Kraft erfreue, bis wir Beide still in deinem Schooße zu ruhen kommen!"

Arthur war zu Muthe, als tanzte die ganze Schöpfung ihm und seinem hebegleichen Weibe feierlich geschmückt entgegen, mit ihm nicht nur sein Genesungs-, sondern auch sein wahres Hochzeitsfest zu begehen. Das reiche Farbenspiel, das alle bebuschten Hügel darboten, übertraf ja jede künstliche Draperie- und Guirlandenpracht, und die grün-, gold- und purpurglänzenden Baumkronen des Gartens, durch die das Azurblau des Himmels schimmerte, spotteten der herrlichsten Baldachine und Domwölbungen. „O Malvina!" rief Arthur, das Weib seiner Seele an sein Herz ziehend — „ist die Erde wirklich so schön, oder ist es es nur der Widerschein deiner Lieblichkeit, der sie verklärt? Ich habe sie doch noch nie so gesehen, und mich dünkt, ich hatte immer ein offenes Auge für die Schönheit der Schöpfung!"

Malvina sah mit leuchtenden Blicken in das begeisterte Antlitz ihres Gatten und als er die großen Augen hinausrichtete auf die besonnte Landschaft und sie wahrnahm, wie

hohe Gedanken von Gott und Natur durch seine Seele fluteten, und die Wogen seiner Empfindungen höher und höher gingen, und da sie ihm nun anfühlte, wie er mit Einem großen, seligen Herzschlage die ganze Menschheit umfing und das neugeschenkte Leben ihrem Dienst gelobte — da neigte sich ihr Geist vor dem seinen, und seine Hand an die hochwallende Brust pressend, flüsterte sie, wie zuweilen in ihrer Brautzeit: „mein hoher Herr!" Er aber zog sie fester an sich und rief übermannt von seinem Glück: „Sei hochgelobet, o Gott, der du das Weib schufest und mit ihm die Liebe!" Und vom Himmel flog sein Auge auf ihr verklärtes Angesicht und von diesem begeistert land- und himmelwärts — da ging ein wunderbares Leuchten durch seine Seele: —

„Malvina!" flüsterte er zu ihr geneigt — „in diesem Augenblicke war mir, als spräche Gott mit mir und bände mich los von aller Schmach, die auf mir lastet, als ruhete morgen dein Vater versöhnt und glücklich in unsern Armen."

Und sie knieeten Beide unter dem bunten Laubdache nieder und beteten, daß diese Ahnung zur Wahrheit werden möge.

Und sie ward es. Die Liebenden hatten am andern Morgen kaum den Tag begrüßt, als ein Postbote ein Packet brachte. Dem Siegel nach kam es von Arthur's Heimatsbehörde. Dieser vermuthete, daß es Dokumente wären, die er von dort erwartete; auch täuschte er sich nicht; doch außer den Dokumenten befand sich noch ein langes Schreiben in dem Packet. „Malvina! Mutter!" rief er mit freudestrahlendem Gesicht, als er nur wenig Zeilen des Schreibens gelesen „kommt und hört!" Die Gerufenen eilten herbei

und vernahmen nun, wie der Vorstand von Arthur's Heimatsbehörde diesem anzeigte, daß und wodurch seine Unschuld plötzlich an den Tag gekommen sei. Konrad, der Bruder Emiliens, hatte ein armes Mädchen geliebt und heirathen wollen, aber sein Vater war auch dieser Verbindung entgegen getreten. Da alles Flehen umsonst gewesen, Konrad aber von einer wahrhaften Liebe beseelt war, so hatte dieser endlich den verzweifelten Entschluß gefaßt, seinem Vater eine große Summe Geldes zu entwenden und mit seiner Geliebten nach Amerika zu entfliehen. Emilie, die nach Arthur's Entfernung aus ihrer Nähe sich wieder ganz an ihre frühere Liebschaft hingegeben und von ihrem Vater den alten Widerstand gegen ihre Wünsche erfahren, selbst als sie Mutter geworden war, hatte, als natürliche Bundesgenossin, ihrem Bruder zur Ausführung seines Planes die Hand gereicht und dieselbe war vollständig gelungen. Aus seinem überseeischen Zufluchtsort hatte nun Konrad der heimatlichen Gerichtsbehörde gemeldet, daß er der Anführer jenes Schmuggelstreiches gewesen sei und den Grenzaufseher verwundet habe. Den Rock, wodurch der Verdacht auf Arthur Körner gefallen, habe er dabei angehabt, dieser sei ganz unschuldig bestraft worden. Sein Gewissen habe ihn schon lange deshalb gequält, aber die Furcht vor der entsetzlichen Strafe, deren Ertragung er sich schlechterdings nicht gewachsen gefühlt, ihn von einem Bekenntniß zurückgehalten. Wäre Arthur nicht seitdem ein wohlhabender Mann geworden, und kenne er, der Briefsteller, nicht des Edeln hohe Gesinnung, so würde er ihm die Hälfte seines Geldes — zehntausend Thaler — als

geringen Ersatz für seine Leiden anbieten. So könne er nun nichts weiter thun, als dem Gerichte von Körner's Unschuld Meldung machen und dieses ersuchen, das Erforderliche zu thun, um die Ehre des Unschuldigen vor aller Welt herzustellen.

Namenlos war die Freude des jungen Paares und der vielgeprüften Mutter. „Zum Vater! zum Vater!" rief Arthur gleichzeitig mit Malvina, und sie schickten sich sofort an, zü ihm zu eilen. Da erschien der Arzt und verbot Arthur einen so weiten Ausgang. „Es ist auch nicht nöthig" — setzte er gleich hinzu — „denn in wenig Minuten wird der Vater mit dem Onkel hier herkommen. Ihre Heimatsbehörde hat die hiesige direkt von der glücklichen Wendung Ihrer Angelegenheit in Kenntniß gesetzt und ersucht, Sie über die Angaben des Flüchtlings zu vernehmen."

Es war, wie der Arzt gesagt hatte. Arthur und Malvina gingen dem angesagten Besuche eine Strecke entgegen — bald lagen Vater und Kinder versöhnt Brust an Brust und der evangelische Greis flehete den Segen des Himmels über die Vereinten herab — bald führte Holderberg seinen Schwiegersohn triumphirend in sein Haus und eine Reihe von Jubeltagen folgte der trüben Zeit. Für die jungen Gatten war sie zwar längst überwunden, aber vollkommen wurde ihr Glück doch jetzt erst. Und es ist ist seitdem nie wieder gestört worden. Holderberg schämt sich oft im Stillen seiner Schwäche, aber die Kinder suchen jede Erinnerung daran von ihm fern zu halten. Sie bleiben allen ihren Gelübden treu, so ist auch der treue Gott mit ihnen, und schön wie die Pfänder ihrer Liebe sprossen ihre guten Werke um sie her.

Der Vetter aus Schlesien.

1.

Wenn Einer, der's nicht besser weiß, vom sächsischen Sibirien hört, wo die einzige Baumfrucht, welche das Klima zur Reife kommen läßt, der Tannenzapfen ist, so mag er sich darunter wohl ein Gelände vorstellen, wo jede Menschenfreude aufhört. Wie aber, wenn einem Manne, der seit mehr als vierzig Jahren im schönen Hirschberger Thale Schlesiens in Wohlstand und Ehren lebt, wenn dem gerade dieses Sibirien das Land ist, das er „mit der Seele sucht?" ja, wenn ihn die suchende Seele drängt, sich hinzusetzen und gewissen Leuten in einem Städtchen dieses Landes zu schreiben: „Wenn es Euch recht ist und ihr mich aufnehmt, so verkauf' ich, was ich habe, und ziehe zu Euch; denn seit ich hier Weib und Kind begraben, ist die Sehnsucht nach der alten Heimat von Jahr zu Jahr stärker in mir geworden, und jetzt will sie mir schon fast das Herz abdrücken?"

So stand es aber wörtlich in dem Briefe, welchen am Johannistage 184.. der Postbote des gedachten Städtchens, welches wir mit den Ein- und Umwohnern schlechtweg „Stadel" nennen wollen, unter der Aufschrift: „Herrn Senator Andreas Langer" mit von der **bergschen

Post brachte. Es traf sich aber, daß besagter Senator als Rathsherr und Familienvater dem Schulfeste beiwohnte, womit die guten „Stadler" sich für das aufgehobene Johannisfest zu entschädigen wußten. Auf der Viehtrift zwischen dem Gemeindewald und der **bergschen Straße ergötzte sich die edle Schuljugend am Vogelschießen, indeß das erwachsene Alter sich der Gaben des Gambrinus an den aufgeschlagenen Buden und Reisighütten erfreute. Der Postbote, welcher in seinen schwarzen Lederhosen und dem blauen Köperwamms trotz dem besten königlichen Postkanarienvogel es jedem Briefe ansah oder anroch, ob der Inhalt ein erfreulicher oder widerwärtiger war, fand es eben so bequem als ersprießlich den Brief dem Herrn Senator gleich im Vorübergehen einzuhändigen. Wie er den Sprung über den Straßengraben auf die festliche Viehtrift machte, bliesen die Stadtpfeifer und wirbelten die Trommler gerade einen ohrenzerschmetternden Tusch, denn des Senators zehnjähriger Stammhalter hatte mit seiner Armbrust eine der vergoldeten Kronen von dem erhabenen Ungeheuer heruntergeholt, welches der beste Tischler der Stadt dem Doppeladler auf dem benachbarten k. k. östreichischen Grenzpfahl nachgebildet hatte, und dieses Ereigniß versetzte den Vater des hoffnungsvollen Schützen, dessen Armbrustthaten bisher nur den Beifall des Glasers gefunden hatten, in ein solches Entzücken, wie es etwa Anno Neun der Tyroler Held Speckbacher über seinen Knaben an der Brücke von Hall mag empfunden haben. Das Gedächtniß an alle die Fensterscheiben, die er für

den Sprößling zu bezahlen gehabt, unter die Füße tretend, zeigte er eben mit gerechtem Stolz dem Gevatter Bürgermeister die schimmernde Trophäe, als der Postbote sich räuspernd nahte. Ein kanariengelber Rock würde dem Stadler Merkurius jetzt doch zu statten gekommen sein: er hatte Mühe die Augen des Rathsherrn auf sein dunkles Ich zu ziehen. Er mußte sich wiederholt räuspern und endlich gar reden — ein Akt, der ihm immer zuwider war, sintemal er nur für den Gebrauch seiner Beine bezahlt wurde und nicht auch für den der Sprechwerkzeuge. „Ein Brief aus Schlesien, — Meister Langer — Herr Senator, wollt' ich sagen!" so schrie er den Rathsherrn an, der von Haus aus ein ehrlicher Bäckermeister war, und hielt ihm den Brief unter das Gesicht. — „Ein Brief aus Schlesien!" rief der Senator, nun hastig zugreifend; „ja wahrhaftig, vom Vetter aus Schlesien!" Und mit der Miene eines gnadespendenden Königs griff er in den Sack, und in die Hand des glücklichen Boten glitt statt des gesetzlichen Sechsers ein schamrother Neugroschen. Der Senator eröffnete den Brief, durchflog ihn, und reichte ihn dann dem Rathsvorstand mit den Worten: „Da lies, Herr Gevatter!" und führte ihn während des Lesens auf die Seite. „Nun was meinst du?" fragte er, als jener den Brief zurückgab.

„Je nun, unserer armen Stadt kann es nur lieb sein, wenn solche reiche Leute hierher ziehen" — meinte der Bürgermeister.

„Der Stadt, und mir ganz besonders", sagte der

Senator, „denn da der Vetter weder Kind noch Kegel hat, so versteht es sich —“

„Daß seine hiesigen Verwandten ihn beerben, wenn er einmal hier Wohnung nimmt“, fiel der Andere ein.

„Oder wenigstens die“, bemerkte der Senator, „so ihn in ihr Haus aufnehmen und pflegen, was ich mir natürlich nicht nehmen lasse.“

„Der Brief ist freilich an die ganze Freundschaft gerichtet“, wendete der Consul ein.

„Sieh doch! an wen lautet denn die Adresse?“ versetzte der Andere.

„Nun, natürlich konnte nicht die ganze zahlreiche Sippschaft auf die Adresse gebracht werden“, meinte das Stadtoberhaupt.

„Aber daß der Brief an mich adressirt ist“, erklärte der Senator, „beweist, daß der Vetter mir den Vorzug gibt, und ich wüßte auch nicht, wer von der ganzen Freundschaft einen solchen Mann würdig aufnehmen könnte wie ich? Ich lasse jetzt bauen; meine Schwägerin muß ausziehen; ihre Stube gibt mit der neuen ein ganz schönes Quartier für einen einzelnen Herrn.“

„Du kannst doch deine Schwägerin nicht so mir nichts dir nichts aus dem Hause weisen, darin sie geboren und erzogen —“

„Warum nicht? Das Haus ist mein, ich habe die Geschwister meiner Frau baar ausbezahlt — die Schwägerin hat keinen Hausraum und nur meiner Frau wegen hab' ich ihr so lange Quartier gegeben. Jetzt brauch' ich

ihre Stube für den Vetter; der geht natürlich vor! Die Schwägerin kann zu Leuten in die Stube ziehen, wenn sich ihre Tochter vermiethet. Das wird auch das Beste für sie sein, damit ihr der hochmüthige Gedanke vergeht, deine Schwiegertochter zu werden."

„Meine Schwiegertochter? — Was? Wer? — Die Lorenz-Christel?" rief der Bürgermeister erstaunt.

„Nun ja" antwortete der Senator — „dein Sohn unterhält ein wenig Liebschaft mit ihr. Natürlich wird er zu verständig sein, als daß er ernsthafte Absichten mit ihr hat, aber sie setzt sich's doch in den Kopf —"

„Der Handel soll ein Ende haben!" unterbrach ihn der Bürgermeister. „Davon, daß das Mädchen meine Sohnesfrau werden könne, ist nicht die Rede, aber sie ist doch auch zu gut für meines Sohnes Spielzeug. Ich werde ihm den Text scharf lesen, wenn er von der Reise kommt; und du magst deiner Schwägerin in aller Güte sagen, daß sie meinem Sohn keine Zusammenkunft mit ihrer Tochter gestattet. Am besten wäre es wohl, das Mädchen ginge nach **berg in Dienst."

„Laß mich nur machen!" sagte der Senator. „Da sie im ganzen Ort kein Quartier finden, so muß die Tochter ja wohl fort, wenn ich ihnen die Stube nehme. Aber jetzt komm, Herr Gevatter, wir wollen ein Fläschchen auf des Vetters Gesundheit leeren!" Und er führte den Gevatter in die Reisighütte des Rathswirths, wo man bei einer Flasche Würzburger -- über dessen Trinkbarkeit der Senator anderer Ansicht war wie Alexander von Humboldt,

— den „Vetter aus Schlesien" leben ließ, und daß so unverhohlen, daß bald die ganze Menge auf dem Plan wußte, daß oftgenannter Vetter—ein Ortskind, das vor 44 Jahren als armer Handwerksbursch in die Fremde gegangen war und in Schlesien sein Glück gemacht hatte — nächstens wieder nach „Stadel" kommen und da wohnen wolle bis an sein seliges Ende. Und Alles freute sich über die Zeitung, Vettern wie Nichtvettern, und wenn auch nicht bei Würzburger, so doch bei Stadler Bier ließ man den „Vetter aus Schlesien" leben; und „Stadel bleibt Stadel" frohlockten die Alten, während die Jungen sangen:

In Stadel ist's lustig, in Stadel ist's fein,
Und wer's nicht will glauben, der komm nur herein.

In Wien da ist's prächtig, und schön in Berlin —
Ich lob mir mein Stadel im lustigen Grün.

Was schreit ihr da draußen: in Stadel ist's kalt!
Den Winter gibt Gott, und der gibt auch den Wald.

Und macht mir das Feuer im Ofen nicht warm,
So halt' ich mein Schätzel, mein feurig's im Arm.

2.

Während es draußen auf der Viehtrift so lustig hergeht, ist's im Stübchen der Mutter Lorenz, des Senators Schwägerin, still wie immer. Ein ärmliches und doch ein lauschiges Stübchen. Sind auch die bunten Freischützbilder an der Wand für das künstlerische Auge nur Sudeleien, so unterbrechen sie doch wohlthuend das eintönige Weiß der Tünchung. Das altmodische Geräth, das sich auf das Nothwendigste beschränkt, ist sauber gehalten und symmetrisch-zweckmäßig aufgestellt. Vorhänge gibt's nicht, aber das Fensterbret bedeckt eine Reihe Blumentöpfe mit Balsaminen, Nelken und Muskatkraut. Doch wäre auch alle Pracht eines aristokratischen Boudoirs hier beisammen, was wäre sie gegen das liebe Menschenkind, das dort am Fenster so emsig klöppelt! Was für ein balsaminenzartes Gesicht, aus einer Fülle kastanienbraunen Haares so unschuldsvoll und sonnig herausschauend! Und der Nacken, und die Schulter und die vollen Arme mit den zierlichen Händchen! Und der ganze Wuchs! Dazu alles an ihr so zum Entzücken nett! Kein Wunder, wenn die Mutter eines solchen Kindes um ihren Kachelofen so selig herumwirthschaftet, als ob sie Nectar und Ambrosia für die unsterblichen Götter bereitete. Es ist aber nur des Erzgebirgers Leib- und Seelentrost, den sie braut, der für seine Lebensweise unersetzliche, heilige Kaffee,

welchen ihn nur leider der unheilige Zoll nicht echt genießen läßt. Jetzt ist er fertig, jetzt kommen die niedrigen, reimbeschriebenen Tassen und die großbauchige braune Kanne auf den Tisch, ein „Zöppel" fehlt auch nicht, denn es ist einmal Johannes. Jetzt ist es auch gerade so dämmerig geworden, daß die Klöpplerin nicht mehr sehen kann; gern stellt sie darum den Klöppelrahmen beiseit, und folgt dem Rufe der Mutter zum Kaffee. Aber bevor sie die weiße Serviette über ihr Werk breitet, muß die Mutter es erst beschauen. Die tritt heran und beugt sich über die Arbeit mit leuchtendem Wohlgefallen, das auch noch seinen Ausdruck findet in den Ausrufen: „das heißt aber geklöppelt!" und „das nenn' ich Borten!" und „das mach' ich dir nicht nach!" Aber — „wenn nur auch der Lohn darnach wäre!" setzt sie seufzend hinzu. Und wie Beide am Tisch sitzen, beginnt die Mutter wieder: „Du arme Christel! hast heut wieder von früh vier an gesessen, und was ist dein Verdienst für 15 Arbeitsstunden? Drei Neugroschen! Und da müssen wir noch froh sein, daß die Frau Bürgermeisterin unsere Borten immer nimmt. Daß du dich für das liebe nackte Leben so plagen mußt, thut mir doch recht weh, und es reut mich sehr, daß ich dich vor 8 Jahren nicht zum Herrn Vetter nach Schlesien gehen ließ, wie er dich gern haben wollte. Dort hättest du es so gut gehabt — ich hätte dich nicht zurückhalten sollen!"

„Ei Mutter!" fiel Christel ein, „du wolltest mich ja hinbringen, aber ich wollte nicht fort; besinn' dich doch!"

„Nun ja, du wolltest mich nicht verlassen, weil ich

kränkelte; aber ich hätte dich fortbringen sollen. Es that mir nur gar zu wohl, daß mein Kind lieber bei mir in Armuth leben wollte, als bei dem Vetter in Reichthum. Ich dachte freilich nicht, daß die Borten immer schlechter und schlechter gehen würden; wer konnte das voraussehen? Und daß dem Vetter Frau und Tochter in einem Monat dahinsterben würden, daß konnten wir nicht ohnen. —"

„Der arme Vetter!" nahm Christel wieder das Wort; „wie ihn so harte Schläge trafen, und du wieder gesund warest, dauerte es mich freilich, daß ich nicht zu ihm gegangen war und er nun Niemand von seinem Blut um sich hatte, und ich wäre da gern zu ihm gegangen; aber er zürnte uns ja und aufdringen wollt' ich mich ihm nicht. Doch laß gut sein, Mutter! Es hat gewiß nicht sein sollen. Ja, denk' doch auch an meinen Gustav! Wenn ich nun vor 8 Jahren nach Schlesien gekommen wäre, da hätte ich ja meinen Gustav nicht."

„Ach! dein Gustav — wenn er nur erst wirklich dein wäre!" seufzte die Mutter.

„Er ist mein! mein in Ewigkeit!" versetzte Christel; „daß weiß ich so gewiß, als ich eine Seele habe!"

„Kind, frevle nicht! der Gustav ist ein braver Mensch, das ist wahr; aber sein Vater, der Bürgermeister, wird es nimmer zugeben, daß er ein so armes Mädchen zur Frau nimmt!"

„Das hab' ich dem Gustav mehr wie einmal gesagt, und daß er zuletzt doch dem väterlichen Willen unterliegen werde; aber weißt du was er darauf zur Antwort gab?

Nein! Liebe kann nicht erliegen,
Wenn's nur die rechte ist,
Und Liebe muß selbst besiegen
Des Teufels Macht und List.

Aber, sagte ich darauf, ist's nicht Sünde, dem Vater sich zu widersetzen? Ich möchte nicht schuld sein, daß Feindschaft zwischen Vater und Sohn würde, lieber wollte ich entsagen. Da hatte er gleich wieder ein Verslein bei der Hand:

Und Liebe ist das erste,
Das allerhöchste Gebot,
Und wer dawider streitet,
Der streitet wider Gott.
Und wer's mit Gott recht meinet,
Bleibt seiner Liebe treu,
Dann wird's der Herr auch walten,
Daß Liebe sieghaft sei.

Und so will ich denn den lieben Gott walten lassen. —"

In diesem Augenblicke trat der Senator ein. Die Frauen sprangen auf, ihm einen Stuhl an den Tisch zu rücken. Aber er verbat sich's. „Ich wollt' Euch nur sagen, daß Ihr Euch nach anderer Herberg umthun müßt!" ließ er sich vernehmen.

Beide Frauen erschraken; die Mutter schlug die Hände zusammen und rief: „Daß Gott erbarm, Herr Schwager! wir haben Ihm doch nichts in den Weg gelegt und unser Stübel so gut gehalten, wie's nur ein Mensch halten kann!"

„Dawider hab' ich nichts!" versetzte er; „aber ich brauche jetzt das Stübel. Der Vetter aus Schlesien will

herziehen und bei mir wohnen; da seht ihr wohl ein, daß ich Euch nicht länger behalten kann!"

„Ei, Herr Jesus!" rief die Frau sich selbst vergessend, „der Herr Vetter will hier herziehen? der Herr Vetter Karl Fried, der Hirschberger?"

„Welcher denn sonst?" sagte der Senator, „doch nicht der Schmiedeberger, der Ludrian, der mit dem Karl Fried in die Fremde ging und auch glücklich war, aber sein schönes Vermögen versauft hat? Der sollte mir angestochen kommen! Nein, der ordentliche, der Vetter Karl Fried zieht her."

„Der Tausend!" rief die Frau; „ja, Stadel bleibt Stadel! ich hab's immer gesagt. Also der reiche Herr Vetter kommt wieder — das ist freilich was Anderes, da muß Unsereins schon weichen. Aber wohin, Schwager, wohin sollen wir denn ziehen? Es steht in ganz Stadel keine Stube leer."

„Thut, was ich Euch längst gesagt habe", antwortete der Rathsherr, „die Christel soll sich nach **berg vermiethen; das wird ihr besser sein, als da beim Klöppelsack hocken und Hunger leiden. Dann könnt Ihr, Schwägerin, mit zu Leuten in die Stube ziehen. Aber ich weiß schon, die Christel will nicht dienen, weil das zu den großen Gräten nicht paßt, die sie im Kopfe hat. Sie versteht mich schon, und daß sie's nur weiß, ich hab's dem Gevatter Bürgermeister gesteckt, daß sein Gustav hier Liebschaft gemacht hat. Er wird dem jungen Herrn den Kopf schon zurecht setzen, wenn er heim kommt. Dann wird das

Püppchen da wohl demüthig werden und sich zum Dienen nicht für zu vornehm halten!"

Christel hatte sich still hinter den Ofen zurückgezogen. Die Mutter übernahm es ihr Kind zu rechtfertigen und gerieth darüber mit dem Schwager in einen Wortwechsel, bei welchem der Rathsherr sich so weit vergaß, daß er die schwache Frau packte und als sich Christel dazwischen warf, auch an diese Hand anlegte — da wurde die Thür aufgerissen, und eine wohlklingende Baßstimme rief:

„Ei! was ist das? der Herr Senator vergreift sich an wehrlosen Frauen!"

Die Worte kamen von einem wohlgekleideten jungen Mann, der mit der Miene staunender Entrüstung unter der Thür stand. Der Senator ließ ab von den Frauen und erwiderte dem Ankömmling:

„Das geht Sie nichts an, Herr Gustav; Sie wissen nicht, was ich mit den Frauensleuten da auszumachen habe".

„Ei was!" versetzte Gustav, „es ist allemal schimpflich für einen Mann, sich an Frauen zu vergreifen. Und daß mich Ihr Gebahren hier nichts anginge, sollen Sie nicht mehr sagen — denn dieses Mädchen ist meine Braut, Herr Senator!"

„Ihre Braut? hahaha!" höhnte der Senator, „Ihre Braut? Ihr Papa wird Ihnen schon andere Gedanken machen!"

Gustav kehrte ihm den Rücken, umarmte die vor Ueberraschung, Wonne und Scham ganz verwirrte Christel

und rief: „Grüß Gott, mein Bräutchen! du bist doch meine Braut, und wenn der ganze hochwohlweise Rath und noch weit mächtigere Herren dawider Einspruch thäten. Noch heute hol' ich mir vom Vater das Jawort, und spricht er nein, so denk' ich: auf einen Hieb fällt kein Baum! Mein Vater ist lange nicht so geldstolz, wie ihn sein Herr Gevatter hier machen möchte!"

Der Senator hörte jedoch diese Worte schon nicht mehr; er hatte für gut befunden, sich davon zu machen. So hatten die Frauen nun auch den Muth, ihrer freudigen Verwunderung über Gustavs unerwartet schnelle Heimkunft Worte zu leihen. „Das hat die Liebe gethan", sagte er, „und der Himmel, der mit unserer Liebe ist. Meine Reise war immer von erwünschtem Wetter begleitet und das Geschäft ging flott; mein Vater wird sich nicht wenig freuen, wenn ich ihm Rechenschaft ablege. Darum soll er denn auch gleich meinen Herzenswunsch hören; man muß das Eisen schmieden, weil es warm ist. Aber was war denn eigentlich los mit dem Vetter?"

Die Frauen erzählten den Hergang.

„Der Narr!" rief Gustav hierauf, „der nicht begreift, was schon Salomo sagt: daß ein Gericht Kraut mit Liebe besser ist, denn ein gemästeter Ochse mit Haß! Solche Tröpfe sind mir draußen auch begegnet, die unsern Gebirgsmädchen es zum Vorwurf machen, daß sie lieber daheim darben, als in der Fremde in Fülle leben. Nur Menschen, denen der Bauch ihr Gott ist, vertauschen die Liebe und die Freiheit im Elternhause gegen fette Bissen in

fremder Dienstbarkeit. Wegen der Herberge seid ohne Sorgen! Sagt mein Vater heute ja, so machen wir in vier Wochen Hochzeit; spricht er nein, so muß zu einer einstweiligen Unterkunft Rath werden. Doch nun zu meinen Eltern! Ich wollte Euch nur im Vorbeieilen grüßen. Gute Nacht, Frau Mutter! gute Nacht, mein Mädchen! Sei getrost, du hast doch mein Verslein nicht vergessen?

Und Liebe, die verzaget
Vor einem Machtgebot;
Und Liebe, die nichts waget,
Die hol' die Schwerenoth!"

Damit umschlang er das Mädchen, küßte es und eilte fort.

3.

So zufrieden der Bürgermeister mit den Geschäftsresultaten seines Sohnes war, so wenig wollte er doch dessen Herzenswunsch erfüllen. Er hatte nichts wider die Jungfer Lorenz, sie war unfehlbar das schönste und sittsamste Mädchen der Stadt — aber gar, gar zu arm! Das alte Lied, das schon das Grablied so manchen Herzensglückes geworden — freilich nicht ohne einige Herzensfeigheit auf Seite der Liebenden. Aber Gustav war nicht der Mann solcher Feigheit; „auf einen Hieb fällt kein Baum“, dachte er, und als der Vater ihm jeden Umgang mit Christel verbot, sagte er ruhig: „Das Mädchen hat mein Wort, daß ich nicht von ihr lasse; du bist selbst zu sehr Mann von Wort, als daß du einen wortbrüchigen Sohn haben möchtest. Ich werde nichts thun, was Schmach über mich und mein Mädchen bringen könnte, aber von ihr lassen kann ich nicht!“

Am folgenden Morgen ging er aus, eine Wohnung für die beiden Frauen zu suchen. Es war aber, wie die Mutter Lorenz gesagt: im ganzen Ort gab's keine freie Stube. „Stadel“ hat im Grundriß Aehnlichkeit mit einem Papierdrachen: an einen kurzen Rumpf, das Häuserviereck, welches den Marktplatz umschließt, reiht sich ein langer Schweif, der sich einen steilen Berg hinab, und jenseits eines starken Baches wieder emporzieht, bis an den Wald und die Landesgrenze. Jenseit dieser, auf dem sogenannten „dürren

Berg", stehen noch ein paar verzettelte Wohnungen des österreichischen Kaiserstaates. Nur in einem dieser ausländischen Häuschen fand Gustav eine leere Stube. Es galt aus der Noth eine Tugend zu machen; einer Aus- und Einwanderungserlaubniß bedurfte es auf diesem vergessenen Erdwinkel nicht; er miethete die Stube, ließ sie herrichten und stellte sie den Frauen zur Verfügung. Arme Leute müssen sich in Vieles fügen, woran ein begünstigteres Menschenkind gar nicht denkt; die Mutter Lorenz und ihre Tochter fügten sich ohne Murren in das Unvermeidliche, verließen ihr trautes Stübchen und zogen hinaus auf den „dürren Berg".

Während der Senator noch an der salbungsvollen Einladung an den Vetter in Schlesien schrieb, fingen die Maurer schon an in seinem Hause einzureißen, und ehe vier Wochen um waren, stand das Quartier schön und stattlich da. Die andern Verwandten des Herrn Vetters aus Schlesien mußten dem still zusehen; sie hatten's freilich nicht daran zu wenden, ein solches Quartier herzustellen — „es ist einmal so in der Welt: Geld will wieder zu Geld"; damit beschieden sie sich.

Der Vetter aus Schlesien wollte aber lange nicht kommen. Die armen Vettern fingen schon an einander zuzuflüstern: „der Vetter Senator wird seinen theuern Bau wohl in's Blaue hinein unternommen haben". Nur die beiden unfreiwilligen Auswanderinnen kümmerten sich nicht um die ganze Sippschaft und lebten auch in ihrem neuen Asyl so glücklich, als ein junges reines Mädchenherz im

Vollgefühl einer echten Liebe und ein Mutterherz im Anschauen solcher Liebe bei so großer Armuth nur sein können. Denn so gern Gustav die Lage der beiden Frauen auch äußerlich verbessert haben würde, so mußte er sich doch diese Freude bei ihrer zarten Ehrenhaftigkeit versagen. Nahmen sie doch nicht einmal die freie Miethe an.

Daß der Vetter aus Schlesien nicht und wieder nicht kam, machte den Senator allmälig so kleinlaut, daß er selbst in der Rathssession keine Anträge auf Erhöhung der Brodtaxe und dergleichen mehr stellte. Niemand aber empfand seine verdrießliche Stimmung schmerzlicher, als sein Schütz, der sich durch seinen Schulfestschuß Ablaß für alle möglichen Armbrustsünden erworben zu haben wähnte, aber die erste Nachbarfensterscheibe, die er wieder einschoß, damit büßen mußte, daß der ergrimmte Vater die geliebte Waffe in den Backofen steckte. Endlich kam ein Brief vom Vetter aus Schlesien mit der bestimmten Nachricht: heut' über vierzehn Tage zieh' ich in Sadel ein. Hin schwand das düstere Gewölk von der rathsherrlichen Seele; der Tischler mußte unverzüglich eine neue Armbrust fertigen, und der Senator bereitete einen glänzenden Antrag für die nächste Rathssitzung vor.

Die Nachricht von der nahen Ankunft des Vetters aus Schlesien lief mit Hilfe des Schützen wie ein Lauffeuer durch das Städtchen. Die ganze Bewohnerschaft gerieth in Bewegung. Die Stadtverordneten versammelten sich und beriethen, ob es nicht gut sein dürfe, den reichen Ankömmling von der ganzen Bürgerschaft einholen zu lassen, um

ihn zu einem Legat für ein neues Armenhaus geneigt zu machen. Der Schulvorstand kam zusammen und diskutirte den Antrag des Rektors, dem Vetter aus Schlesien mit der Schuljugend entgegenzuziehen, damit er den dürftigen Schulfond in seinem Testament bedenke. In beiden Versammlungen gingen die gestellten Anträge durch — aber im Stadtrath fielen sie durch. Wie konnten sie auch gegen den weislich vorbereiteten glänzenden Antrag des Senators Langer aufkommen! Dieser wollte, der Stadtrath allein solle dem Vetter entgegenfahren, das sei für einen gesetzten Mann am passendsten und gewiß auch der Stadt gemeinem Wesen am ersprießlichsten. Dem Bürgermeister schien zwar der Schlußsatz an einer Begriffsverwechselung zu leiden, allein er, der Ruheliebende, hatte jetzt im Schoße der Familie Kampf genug, er wollte nicht auch ins Rathscollegium den Apfel der Zwietracht werfen, eine eigene Ansicht aufstellen. Er ließ über den Antrag abstimmen, und fand ihn, wie erwartet, zum Beschluß erhoben.

So sah man denn am Morgen des ersehnten Tages die Chaise des Bürgermeisters mit der stattlichen Gastwirthskutsche zur Stadt hinausfahren. Außer dem hochlöblichen Rath saß darin der Pastor Loci, von welchem, da er in wenig Wochen versetzt wurde, der Senator nicht zu befürchten hatte, daß er sich einen Einfluß über den Vetter zu Gunsten des Kirchenärars erschleichen werde. Die Herren waren schon eine gute Strecke über das Weichbild der Stadt hinaus, als es ihnen einfiel, wie leicht man den Herrn Vetter versehen könnte, da keiner von ihnen ihn

von Angesicht kannte. Denn seit er ausgewandert, war er nicht mehr nach „Stadel" gekommen, noch hatte ihn ein jetzt lebendes Ortskind besucht, und bei seinem Scheiden war er ein Bursch von 17 Jahren gewesen — wer sollte ihn da noch kennen? Es half aber nichts, entgegenfahren mußte man, und so fuhr man weiter mit dem Entschluß, jeden Wagen, auf den man stieß, anzuhalten und nach dem Vetter aus Schlesien zu fragen. Viel kamen der Wagen daher und viele wurden vergebens angehalten, bis endlich 3 Stunden von „Stadel" eine Extrapostchaise mit einem einzelnen Passagier erschien, der ganz das stattliche Ansehen hatte, das man in der Vorstellung dem Vetter aus Schlesien verliehen. „Ist das der Herr Vetter aus Schlesien?" rief der Senator den Postillon an. — „Halt!" schrie der Passagier. Der Schwager gehorchte, die andern Wagen hielten auch. „Welchen Vetter aus Schlesien meinen Sie?" fragte der Fremde.

„Nun, den Herrn Vetter Langer, gebürtig aus X.", sagte der Senator.

„Langer heiß' ich, bin gebürtig aus X. und komme aus Schlesien —"

„Vetter, Vetter!" rief der Senator, seine Arme ausbreitend, „theurer, allerliebster Herzensvetter! ich bin der Vetter Andreas, der Senator!" und vom Wagen sprang er, auf den Tritt der Postchaise und schloß den Vetter in seine Arme. Langes Schluchzen Hals an Hals. Dann Vorstellungen, Begrüßungen, Glückwünsche. Der Pastor hielt eine salbungsvolle Rede unter Gottes freiem Himmel

zwischen den Wagen. Dann neues Arrangement der Sitzplätze. Der Ankömmling erhielt den Ehrenplatz bei dem Bürgermeister und Pastor in der Bürgermeisterchaise; die andern Rathsherren erhielten die Kutsche und der Vetter Senator nahm die Postkutsche ein. So führte er den Zug nach „Stadel".

Grollend hatten die Stadtverordneten und der Schulvorstand auf ihre Vorschläge verzichtet, aber die Stadtpfeifer ließen sich's nicht nehmen, die Wagen am Stadtweichbilde zu erwarten und dem Vetter aus Schlesien ein Willkommen zu blasen. Auch die liebe Schuljugend, vom Armbrustschützen geführt, schwärmte auf der **bergschen Straße, den großen Mann zu sehen, der einst nichts weiter gewesen, wie sie Alle. Den Einzug kann sich der Leser nun schon denken; auch mit welchen gemischten Empfindungen die ganze Einwohnerschaft an dem Ereigniß Theil nahm. Die beiden Muhmen, die jetzt auf dem „dürren Berg" hausten, waren vielleicht die Einzigen, welche sich über die glückliche Ankunft des Vetters rein und aufrichtig freuten, ohne jedoch auch nur einen Fuß aus dem Hause zu setzen, den Einzug zu sehen.

Daß es der Senator nicht an einem Einzugsschmauß fehlen ließ, versteht sich. Alle Honoratioren des Ortes waren dazu geladen, von den armen Vettern keiner. Der Herr Vetter aus Schlesien fragte auch gar nicht nach ihnen. Freilich konnte er kaum dazu kommen. Die Honoratioren überhäuften ihn mit Aufmerksamkeiten. Bald lobten sie sein frisches Aussehen als die Folge eines tugendhaften

Wandels und prophezeiten ihm daraus ein hohes Alter, bald brachten sie ihm einen feierlichen Toast dar; kurz, er hatte nur zu thun, um allen Zuvorkommenheiten, die ihm widerfuhren, die gebührende Aufmerksamkeit zu zollen. Auch sorgte der Senator dafür, daß in seinem Gast kein Verlangen nach der übrigen Sippschaft aufstieg. Er trug ihn so zu sagen auf den Händen; die Frau — beiläufig ein Muster des passiven Gehorsams — mußte ihm den Küchenzettel an den Augen absehen, und der Armbrustschütze wurde bei fürchterlicher Ahndung bedeutet, nicht etwa ein Fenster bei dem Herrn Vetter einzuschießen, oder sonst einen seiner losen Streiche gegen ihn zu versuchen. Der Senator lebte augenscheinlich nur für den Vetter. Bald führte er ihn spazieren, bald zu einem Frühstück; bald hatte er diese, bald jene Zerstreuung für ihn, und nirgends durfte der Herr Vetter zahlen. Wie geliebt mußte er sich fühlen, der Herr Vetter aus Schlesien!

4.

Eine Woche verging dem so überaus Geliebten im Fluge. Am achten Tage Vormittags standen die beiden Vettern in der Wohnung des Senators am Fenster, und der Gast drang in den Wirth, Etwas für Kost und Wohnung festzusetzen. Doch da kam er schön an! „Ich etwas bezahlt nehmen von meinem lieben Vetter?“ rief der Senator; „nein, Liebe läßt sich nicht bezahlen. Gott sei Dank, daß ich allenfalls noch der Mann bin, meine Liebe durch die That zu beweisen. In diesem Augenblick wurde die Aufmerksamkeit der Beiden durch einen Lärm auf die Gasse gelenkt. Da hinkte ein alter Mann einher, gekleidet in einen schäbigen Frack nnd mit einem schweren Quersack beladen. Hinter ihm her zog der Armbrustschütz mit einem Rudel Gassenjungen. Statt der Armbrust aber führte der Schütz diesmal ein Blasrohr, durch welches er Knallerbsen auf den Rücken des Alten sandte. Sein Geleit brach jedesmal in ein Höllengelächter aus, wenn ein solches Geschoß am Ziel zerplatzte. Der arme Alte ließ es geschehen, ohne sich auch nur umzublicken. Der Vater des Schützen wollte sich halbtod lachen über den „Witz“ seines Erben. Plötzlich rief sein Nachbar: „Was seh ich? das ist ja der andere Vetter aus Schlesien!“

„Wo denn? welcher denn?“ fragte der Senator.

„Nun der Alte mit dem Quersack! Das ist ja der

Vetter, der mit mir in die Fremde ging. Der wird mich doch nicht von hier vertreiben?“

„Was? der? der Ludrian?“ rief der Senator; „der soll mir kommen! Zum Hause werf' ich ihn hinaus, wenn er mir über die Schwelle tritt!“

„Er kommt gerade auf's Haus zu“, sagte der Gast; „thu' mir's zu Lieb', Vetter, schone ihn! Wenn du ihn schon nicht aufnimmst, so begegne ihm wenigstens mit Glimpf!“

Wirklich kam der Alte in's Haus. Er klopfte an die Stubenthür. Auf ein rauhes Herein! trat er bescheiden grüßend ein. „Ah! da ist ja schon ein Vetter aus Schlesien!“ sagte er; „da wird wohl auch der andere ein Ruheplätzchen finden für seine müden Knochen und seine noch müdere Seele.“ Der andere Schlesier reichte ihm die Hand und sagte: „Unser guter Vetter Andreas hier wird thun, was in seinen Kräften steht.“

Der Vetter Andreas maß den Aufzug des neuen Vetters aus Schlesien mit einem Blick unendlicher Verachtung. „Guten Tag, Vetter!“ sagte er, „es kommt einem Mann, wie ich bin, auf einen Mund mehr oder weniger am Tisch nicht an, aber in's Haus nehmen kann ich Euch nicht. Es leben ja hier noch mehr Vettern! Was ich im Rath für Euer Fortkommen thun kann, daran soll's nicht fehlen.“

Der so Empfangene sah den Sprecher mit einem unbeschreiblichen Blick an; Trauer, Mitleid und Hohn schienen darin mit einander zu kämpfen. Ohne weiter ein Wort zu verlieren, entfernte er sich. Unter der Thür bat er den

Senator nur, daß er wenigstens den losen Buben wehre, ihn ferner zu verfolgen. Der zärtliche Papa rief seinen Sohn herein und gab ihm einen Sechser zu frischen Knallerbsen, unter der Bedingung, daß er sich eine andere Zielscheibe für seinen „Witz“ suche. „Uebrigens“, schloß er seine Ermahnung, „nimm dir ein Beispiel an den beiden Vettern, an diesem Ehrenmann, für dessen rechtschaffenes Leben jeder Zug seines Gesichtes zeugt, ein aufmunterndes; aber an dem Vagabonden, dem die Lüderlichkeit ihren Stempel aufgedrückt hat, ein abschreckendes.“

Der arme Vetter aus Schlesien hinkte nun zu dem nächsten Verwandten, der ihm gewiesen wurde. Da ward ihm Obdach für eine Nacht nicht verweigert, aber mehr konnte man nicht bieten. Selbst als er andeutete, er habe allenfalls so viel, um sich einige Wochen zu verköstigen, bis sich Arbeit für ihn fände, wollte man von einem längern Herbergen nichts wissen. Mit einer Nacht Obdach war dem Alten nicht gedient; er setzte seinen Stab weiter. Aber überall eine ähnliche Aufnahme; Niemand bezeigte eine Freude, diesen Vetter aus Schlesien wiederzusehen. Zuweilen hieß es auch: „Wer den reichen Vetter für sich behält, der kann auch den armen aufnehmen.“ Auf der Brücke im Thal stand der alte Mann am Mittag noch so freundlos, wie er am Morgen gewesen war. Auf seinen Stab gestützt, blickte er in das krystallene Gewässer, als zähle er die Kiesel seines Bettes. Aber er wollte nur seine Thränen mit den Wellen mischen, in denen er sich als Knabe gebadet voll Jugendlust. Lange stand er so, Mancher ging vorüber

und achtete seiner nicht. Aber auf einmal, wie er gerade aufblickte, um sich weiter zu schleppen, leuchtete ihm eine Gestalt in die trüben Augen, die wohl geeignet war, auch die schwärzeste Kummerwolke zu zerstreuen. Und wirklich hellte sich die Miene des Alten so schnell auf, wie oft im Gebirge die Sonne durch den Nebel bricht und ihn zerstreut. Die Erscheinung, die das zu Wege brachte, war nur ein junges Mädchen, das, drei Brode auf dem Kopf balancirend, von der nahen Mühle leicht und frei herabschwebte. „Wenn das ein Mühmchen wäre!" sagte der Alte ziemlich laut; „doch wär's auch eine Fremde, sie trägt solch einen Himmel voll Gemüth in Aug' und Angesicht, daß es mich wunderbar ergreift. Find' ich auch hier nicht, was ich suche, dann adieu, Heimat!"

Das Mädchen betrat die Brücke; der Alte redete sie an: „Gott grüß Sie, Jungfer! kann Sie mir vielleicht sagen, ob hier am dürren Berg Jemand von der Langerschen Freundschaft wohnt, bei dem ein alter Vetter, der vor vielen Jahren fortgewandert und nun nach mancherlei Sonnenblicken und Wetterschlägen in die alte Heimat zurückkehrt, ein gastlich Obdach fände —"

„Ach, mein Gott!" unterbrach ihn Christel, denn sie war das Mädchen; „so sind Sie wohl der andere Herr Vetter aus Schlesien — nicht der Hirschberger, denn der ist beim Vetter Senator oben, sondern der Schmiedeberger —"

„Und wenn ich der wäre?" fiel er ihr in die Rede. „Ihr habt wohl wenig Gutes von ihm gehört" —

„Ach, guter Herr Vetter!“ unterbrach ihn Christel wieder, „ich wollt Ihnen nicht weh thun. Ich weiß ja, wie voreilig die Leute im Verdammen sind. Daß ich aber auch ganz vergaß, Sie willkommen zu heißen! Willkommen denn!“ und sie reichte ihm die zarte Rechte.

„Kind! Engel!“ rief er, „du heißest mich willkommen — das lohne dir Gott!“ Und er küßte ihr die Hand und bethaute sie mit vielen, und andern Thränen, als er vorhin in den Bach geweint.

„Ach! Sie haben gewiß viel gelitten, guter Herr Vetter!“ sagte sie voll heiligen Mitgefühls; „kommen Sie mit zu meiner Mutter; die wird große Freude haben —“

„Wird sie? wirklich? Und du — du liebes herziges Kind! hast auch du ein wenig Freude? Und könnt ihr mir denn ein Obdach geben?“

„So gut wir's eben haben, Herr Vetter; freilich ganze Stuben können wir Ihnen nicht einräumen, wie der reiche Senator dem reichen Vetter. Nun, arme Leute wissen sich einzurichten, wie es eben geht, nicht?“

„Freilich! du trautes Mühmchen! Ja, ich gehe mit dir, und wenn mich deine Mutter aufnimmt, so bleib' ich bei Euch.“

Beide stiegen nun den Berg hinauf und hatten nach zehn Minuten ihr Ziel erreicht. Die Mutter Lorenz empfing den armen Vetter aus Schlesien mit nicht minderer Freude, als ihr Schwager den reichen empfangen hatte. Der Ankömmling hatte eine Ruhestatt für den müden Leib und die noch müdere Seele gefunden.

Am andern Morgen versammelte sich der hochlöbliche Rath, um zu beschließen, was mit dem gestern eingewanderten „Lumpaci vagabundus“ werden sollte, der zwar auch ein Ortskind, aber seines Heimatsrechtes längst verlustig war. Der Senator Langer hatte den Gegenstand angeregt und zu bedenken gegeben, ob der Rath es verantworten könne, wenn er einen Menschen sich einnisten ließe, der der Gemeinde zur Last fallen müßte. Des Bedenkens Frucht war der Beschluß, daß nach Vorschrift des Heimatgesetzes zu verfahren, demnach der ꝛc. Langer aus Schmiedeberg in Schlesien vom Stadtdiener als Vagabond aufzugreifen und aus dem Weichbilde der Stadt hinauszubringen sei. Das war das Fortkommen, für das der Vetter Andreas sorgte.

Niemand im Städtchen als Gustav wußte, daß dieser Beschluß bereits überflüssig geworden. Gestern Abend noch hatte er den davon Bedroheten bei seinem Mädchen, also außer dem Sadtweichbilde getroffen. Ihm war übrigens der Gast als ein, wenn immer verarmter, doch sehr achtungswerther Mann erschienen, der wenigstens nicht in dem Grade sein Unglück verschuldet haben konnte, als es das Gerücht behauptete. Er vernahm daher aus dem Munde seines Vaters die Kunde von dem gefaßten Rathsbeschluß mit ironischem Lächeln. Als er am Abend wieder zu seiner Trauten kam, lernte er den Gast noch besser kennen und bald war er sein wärmster Freund. Der Alte lebte neu auf in dem kleinen, traulichen Menschenkreise. Er wurde täglich heiterer, und man sah ihn manch=

mal wie selig und doch auch geheimnißvoll für sich lächeln, namentlich bemerkte dies die Mutter Lorenz, wenn sie von der Hoffnungslosigkeit der Liebe ihrer Tochter sprach.

Eines Vormittags trat der Gast ganz gut gekleidet aus seiner Kammer zu den beiden Frauen. „Herr Vetter!" rief die Mutter, „sind Sie es denn wirklich?" — „Ich mußte doch meinen Quersack einmal umwenden", sagte er lächelnd, „und da fiel mir das Gewand in die Hände. Was meint ihr? gäb' ich so wohl einen Brautwerber ab? — Ja, seht euch nur an! Was meint das Mühmchen wohl, wenn ich jetzt in die Stadt zum Bürgermeister ginge und mir seinen Sohn zum Mann für sie erbäte — he?"

„Ach — Herr Vetter!" stammelte das Mädchen erglühend.

„Ach, Herr Jesus!" rief die Mutter, „da kommt der Bettelvoigt! — geschwind! verstecken Sie sich, Herr Vetter!"

„Der hat hier ja gar keine Macht über mich!" sagte der Vetter ruhig; „aber er kommt mir ganz recht; er will mich zum Bürgermeister holen, und zu dem will ich eben. Auf frohes Wiedersehen!" Und eh' die Frauen sich dessen versahen, war er schon draußen und schritt stramm und fest neben dem Stadtdiener her. Sie hatten wunderliche Gedanken.

Christel hätte darüber ihren Klöppelsack ganz vergessen, wäre nicht ihr Blick zufällig auf die fleißige Nachbarin am Fenster gegenüber gefallen. Nun griff auch sie wieder in die hundert Klöppel, nun flogen die Fäden

durch einander, daß es eine Lust war; da reihte sich Masche an Masche und nach einer Stunde war das Versäumte eingeholt. Aber da kam eine neue Versäumniß. Ein Blick durch's Fenster — noch einer — dann aufspringen und rufen: „Mutter! Mutter! sie kommen!"

„Aber wer denn, Kind, wer denn?" fragte die Mutter und sprang auch auf.

„Ach Gott! da sind sie schon!" rief Christel und barg ihr Gesicht in beide Hände. Und da traten sie gar schon zur Thür herein — Niemand anders als der Herr Bürgermeister, die Frau Bürgermeisterin, der Vetter und Gustav. Und ehe das verwirrte Mädchen wußte, wie ihm geschah, stand sie mit ihrem Trauten vor seinen Eltern, die ihre Hand in die seine legten und sagten: „Gottes Segen über Euch, wie er über uns gewesen!" Und der Vetter stand dabei und lächelte mit überquellenden Augen. Und der Mutter Lorenz strömten die ihren gar über; sie sah ja, was geschah, wenn sie auch nicht begriff, wie es geschah. Sie sollte es aber gleich erfahren. Denn wie Gustav ihn glücklich erbeutet hatte, den köstlichsten Segen, den ein Mensch empfangen kann, da führte er seine Braut dem Vetter zu und sagte: „Nun dank' auch dem Schöpfer unseres Glückes!"

Christel fiel dem Verwandten um den Hals und weinte vor Wonne; reden konnte sie nicht. „Ich habe dich als meine Tochter angenommen", sagte er, „und als Vater bei dem Vater Bürgermeister für dich geworben, nachdem es sich ausgewiesen, daß ich der echte Hirschberger

Vetter sei, und jener bei dem Senator der Schmiedeberger —"

„Was!" rief die Mutter Lorenz. „Sie sind der Herr Vetter Karl Fried von Hirschberg, Sie?"

„Freilich!" war die Antwort; „ich traf unsern unglücklichen Vetter unterwegs in dem Aufzug, in welchem meine Christel mich auf der Brücke gefunden, nur ohne den vollen Quersack. Der arme Schelm dauerte mich, und zugleich fuhr mir der Gedanke in den Kopf, mit ihm die Rolle zu tauschen, um meiner Sippschaft ein wenig auf den Zahn zu fühlen. Der gute Senator wird freilich seltsame Augen machen, wenn er hinter den Betrug kommt; aber es geschieht ihm recht! Für den armen Schmiedeberger Vetter, der bei weitem nicht so schuldig ist, als man ausgesprengt hat, werd' ich übrigens sorgen; der gestrenge Herr Bürgermeister hat bereits das Ausweisungsdekret zurückgenommen" —

„Aber nun ziehen Sie wohl fort von uns, Herr Vetter?" fragte Christel beklommen.

„Zu wem denn?" erwiderte er; „etwa zum Senator? Nein, Kind! ich bleibe bei Euch — hast du's nicht gehört? ich will dein Vater sein, und du sollst meine Tochter sein, und in vier Wochen ist Hochzeit; dann zieh' ich und deine Mutter mit zu dir — willst du nicht?"

Christel reichte ihm freudig die Hand; er aber beugte sich und weihete sie mit einem herzhaften Kuß zu seiner Tochter.

Als der Bürgermeister mit Frau und Sohn das Haus

verließ, schloß auch der Vetter sich an und ging, der Komödie im Hause des Senators ein Ende zu machen. Der war wie aus den Wolken gefallen. Ein Versuch, die überschwengliche Liebe, die er für den unrechten Vetter gefühlt, flugs auf den rechten zu übertragen, schlug gänzlich fehl. Er war trostlos. Er kam in keine Rathssitzung mehr, und als er am Hochzeittage seiner Nichte auch noch die Schmach erlebte, daß sein Schütz, weil er gerade während der Trauung ein Kirchenfenster eingeschossen, ohne Gnade „in die Büttelei" gesteckt wurde, reichte er gar seine Entlassung ein. Es fehlte wenig, so wäre er fortgezogen; aber „Stadel bleibt Stadel", erklärte seine Frau in einer Anwandlung von Widerstandskraft. In ihrem Herzen dachte sie: Es wird wohl in der ganzen Welt so sein: wie du liebst, so wirst du geliebt!

Eine Fahrt in den Lenz.

„Es ist also wirklich Ihr Ernst, Oheim? Sie meinen in der That, ich habe Absichten auf Jettchen?“ Diese Frage stellte der junge Doktor der Philosophie Gustav Frei an seinen Oheim, den Kauf- und Handelsmann gleichen Namens in der kleinen erzgebirg'schen Stadt S.

„Ja, das mein' ich in der That!“ war die Erwiderung. „Oder glaubst du etwa, ich habe keine Augen, weil ich nicht wie du Tag aus, Tag ein mit vieren umhergehe? O, ich sehe nur zu gut, wie die Partie steht; denn fortwährend steckt Ihr zusammen. Darum such' dir einen andern Aufenthalt! Es thut mir leid, daß ich das zu meinem leiblichen Bruderskind sagen muß, aber meine Tochter kann ich keinem Hungerleider, keinem Menschen geben, der nicht einmal ein ehrlich Gewerbe treibt. Wärest du, wie dein Vater wollte, Mediciner oder Jurist geworden, dann wär' es was anderes! Also — such' dir einen andern Wohnsitz, sobald der Schnee schmilzt!“

Damit verließ Herr Frei das kleine, dürftig möblirte Mansardenzimmer, welches sein verwaister Neffe seit seinem Abgange von der Universität bei ihm inne hatte.

„Also an die Luft gesetzt!“ sprach Gustav wie er allein war. — „Sehr gütig von Ihnen, Herr Onkel! Aber nicht

gleich an diese Winterluft, sondern an die Lenzluft — das ist sogar höchst barmherzig? Doch was denn machen?

Wo soll ich mich hinkehren,
Ich armes Brüderlein?
Mein Gut ist, mich zu nähren,
Um viel, um viel zu klein!

kann ich mit dem Algäuer — oder welcher Schwab' es gesagt hat — singen. — Sobald der Schnee schmilzt! Das kann in diesem Sibirien noch vier Wochen dauern — Zeit genug, um meine Habseligkeiten zu ordnen, aber viel zu wenig, um mein Buch fertig zu machen. Dazu brauch' ich mindestens vier Monate. Ich könnte freilich fertig sein, wenn ich mich weniger um die Cousine und ihre Liebschaft gekümmert hätte. Doch woher sollte auch die Lust zum Schaffen in diesem kalten, räucherigen Loche kommen? Hab' ich doch dem lieben Frühling so sehnsüchtig entgegengeblickt! Ich dachte, diesen Sommer rasch in Einem fort zu arbeiten — nun soll ich ausziehen und weiß nicht wohin. So wollt' ich doch, daß der Schnee morgen schmölze! denn nun lohnt es sich nicht der Mühe, mit der Arbeit anzufangen, und ich wäre nach dieser gnädigen Eröffnung des Onkels lieber heute wie morgen fort von hier. Ein Glück ist es, daß an dem Handel mit der Cousine wirklich Nichts ist, ich kann daher mit eben so leichtem Herzen als Gepäck von hier scheiden. Freilich ist mein Beutel nicht minder leicht, wohl ein fataler Umstand — aber der soll mir das Herz nicht schwer machen. Wenn nur erst der Frühling käme! — Ach! was da! Was soll ich

warten, bis er kommt! Ich kann ihm ja entgegen gehen. Auf, schnüre dein Bündel, Musensohn! Hinter dem Berge wohnen auch Leute, und im lieben Lande Boheim ist der Frühling gewiß schon eingekehrt! Bringt man doch bereits grüne Petersilie von da."

Die Cousine Jettchen wunderte sich nicht wenig, als etwa zwei Stunden nach diesem Monolog ihr Cousin Gustav reisefertig bei ihr im Familienzimmer eintrat. Er trug einen schwarzen Sammetrock, darüber ein grauleinenes Staubhemde, und sein Gepäck bestand in einem mit Wäsche und Büchern gefüllten Ränzchen. Ein Rohrstock vollendete die Rüstung.

„Was fällt dir ein, Gustav?" fragte das Mädchen.

„Was einem Poeten so leicht einfällt" — erwiderte der Gefragte — „ich will wandern und wallen, daß ich meine liebenswürdige Cousine von der Gefahr befreie, die Frau eines Taugenichts von Büchermacher zu werden."

„Also hat wohl gar der Vater —"

„Still, Frau Registratorin in spe", unterbrach sie Gustav, „warum hab' ich mich zum postillon d'amour im Rücken des Papas gemacht! Alle Schuld rächt sich im Leben — glücklich der, bei dem die Nemesis nicht wartet, bis er zum Galgen reif ist! Ich unterwerfe mich der gerechten Strafe und ziehe froh, ein halbes Jahr der Schirmvoigt deiner Liebe gewesen zu sein, gen Süden. Nun sei ein wenig gescheidt, Cousine — ich hab' es bei Ferdinands Tante so weit gebracht, daß sie ihm zu Johanni

das Haus verschreiben läßt; so lange halte deine Liebe noch geheim und damit adieu!"

„Aber, Gustav", sagte sie einen Blick nach seiner Tasche werfend.

„Ich verstehe dich, Jettchen!" fiel er ihr in's Wort. „Du willst sagen: da drin sieht es windig aus. Glaub' nur, Herzensschwester! meine Tasche ist kein Eselsrücken, sie ist leichte Bürden gewöhnt. Im Lande hinter dem Berge giebt's Gold die Menge: prachtvollen goldenen Frühlingssonnenschein und fast Alles, was mein Herz begehrt, umsonst: Lenzluft, Blüthenschnee, Auengrün und süßer „katholischer Gesichter" Milch und Blut."

„Ich werde den Vater sogleich über seinen Irrthum aufklären" — sagte Jettchen — „damit er wieder gut mit dir wird; ich werde ihm ein offenes Geständniß machen —"

„Und dein Liebesglück auf's Spiel setzen?" erwiderte Gustav. „Nichts da! Ich würde jetzt nicht bleiben, und wenn mir der Onkel, statt der Räucherkammer unter dem Dache, das schönste Zimmer der Belle-Etage einräumte und mich hielte wie einen Canarienvogel. Nein, Jettchen! über mich ist plötzlich der Geist des Wanderns gekommen — ich sehne mich nach dem Lenz, und wenn du eine Sirene wärest, du hieltest mich nicht ab von meiner Ulyssesfahrt in den Lenz!"

„So nimm wenigstens das als Andenken!" sagte Jettchen, ihm eine klingende gestickte Börse einhändigend, die sie inzwischen aus ihrer Schatulle genommen hatte.

„Ein Andenken an dich brauch' ich zwar nicht" — sagte

Gustav, die Börse nehmend — „denn ich vergesse nie eine warme Menschenhand, die freundlich in der meinen geruht hat — aber ich brauche Geld und so nehm' ich dein Geschenk als ein Darlehn mit Dank an. Hab' ich es einmal weiter gebracht mit meinem unehrlichen Gewerbe, als der Oheim meint, so zahl' ich dir das Viatikum ehrlich heim."

Er steckte die Börse ein, umfaßte die Cousine, küßte sie und eilte in den Laden, wo er von dem Düten kleisternden Oheim einen weniger zärtlichen Abschied nahm.

„Hast du denn Reisegeld?" fragte der Alte, als Gustav schon unter der Thür war.

„Wozu braucht Einer Geld, der das Geheimniß besitzt, Gold zu machen?" entgegnete Gustav und entzog sich schnell dem Almosen des Krämers.

Dieser schaute ihm kopfschüttelnd nach. „Am Ende ist der Teufelsjunge gar ein Alchymist" — murmelte er — „man kann's nicht wissen — ein offener Kopf war er immer. Wenn er sich nur auf ein solides Fach gelegt hätte — dann möcht' er meinetwegen die Jette nehmen!"

Gustav hatte sich nicht getäuscht: er hatte kaum die Wälder seiner Heimat und die Hochwälle des Erzgebirges im Rücken, als ihm laue Lenzluft entgegen wehete und die Ebene von Brix wie ein blühender Garten zu seinen Füßen lag. Es war schon nahe zum Abend; die im Westen hinter dem Kadaner Basaltgebirge hinabsinkende Sonne vergoldete nur noch die höchsten Kuppen des so überaus malerischen Mittelgebirges und dann und wann eine Thurmspitze der zahllosen Ortschaften, welche sich mit ihren rothen Dächern

aus der im Dämmerschatten ruhenden Ebene erhoben. Bei diesem Anblick jauchzte Gustav's Seele hell auf; er warf seine Mütze in die Luft, daß sie im Niederfallen auf dem an der Straße stehenden Marienbilde sitzen blieb, und rief: „Hosiannah! gepriesen seiest du, ewig jungfräuliche Gottesmutter, du heilige gebenedeiete Natur!" Dann ließ er sich auf den kleinen Hügel zu Füßen der Bildsäule nieder, um in süßer Ruhe sich dem zauberhaften Eindrucke des Bildes hinzugeben, welches die gepriesene Mutter da vor seinen Blicken entfaltet hatte. In mancherlei Ausrufen machte sich dann und wann sein vor Freude überwallendes Herz Luft. „Onkel!" rief er unter andern. „Onkel! du bist mein guter Engel! du bist der umgekehrte Cherub vor dem Paradiese! Du hast mich in's Paradies getrieben — guter Onkel! — und dafür mußt du hinter dem Ladentisch Düten kleistern!" Er nahm seine Taschenkarte von Böhmen zur Hand, um sich in der Gegend zu orientiren — bald war er über die Hauptpunkte im Klaren. Da links vor ihm zwischen Morgen und Mittag erhob Brix seine stattlichen Thürme, vor allen die Zinnen seiner edlen gothischen Dechantkirche; dahinter ragte der Schloßberg mit der Ruine Landswarth in den Abendhimmel hinein; ganz im Morgen tauchte zwischen silbernen Teichen Dux mit seinem Schlosse auf, eine der wenigen Herrschaften des gewaltigen Friedländers, die jetzt noch im Besitze seines Geschlechtes sind, mit dem Grabe des größten Abenteurers aller Zeiten — Casanova's, der hier sein Leben als gräflicher Bibliothekar beschloß; und dahinter glüheten die Gipfel der ganzen reichen Gruppe des

Mittelgebirges im Feuer der Abendsonne, insbesondere die gestreckte Kuppe des Radelsteins und der felsige Kegelstumpf des Mileschauers. Und zwischen diese Berge eingebuſt lagen friedliche Dörfer und Weiler, auf welchen hin und wieder die Trümmer einer alten Burg ernst, doch nicht mehr dräuend niederblickten. „Von welcher Herrlichkeit" — dachte Gustav — „waren diese Höhen einst Zeugen! Welch' ein Gechlecht schaltete auf diesem Fleckchen Erde!" Und vor seinem Geiste erhoben sich die Gestalten der Przemysliden, die dort ihren Ursprung hatten, und von ihnen hinweg war nur ein Schritt in das Gebiet der böhmischen Heldensage, in Libussa's Zauberheimat. „O sei mir doch hundert- und tausendmal gegrüßt, du klassischer Boden der Sage!" rief Gustav aus. „Was bin ich für ein Dichter, wenn erst ein prosaischer Heringskönig mich muß in deine Wunder hinein stoßen! Aber ich will selber ein Gewürzkrämer werden, wenn ich aus diesen Auen nicht mit reichen Schätzen der Phantasie, nicht mit einem goldenen Wunderhorn beladen heimwärts ziehe! Dort drüben, zwischen den mährchenhaften Bergen unter Blüthenbäumen und umgrünt von üppigen Saaten muß sich's köstlich dichten — dort möcht' ich mein Buch schreiben! Und was hindert mich daran? Hat mich Jettchen nicht zu einem Krösus gemacht?" Er zog seine Börse, das Geschenk der Cousine, aus der Tasche und musterte die Goldfüchse, die ihm daraus entgegen blinkten. „Sechs Louisdor und zwei Dukaten" — zählte er — „damit kann ein Dichter hier zu Lande lange wirthschaften. In der Tasche hab' ich noch einige Silberlinge eigenen Ver-

mögens — die kann ich verwandern — und wandern muß ich erst ein wenig, ich muß weit, weit in den Lenz hinein, muß mich baden in Blüthenglanz und Frühlingsluft — satt, satt muß ich mich trinken an den Wonnequellen, die sich allenthalben vor mir öffnen. Dann aber laß ich mich in einem jener Dörfchen des Mittelgebirges häuslich nieder und dichte — dichte, bis der letzte Dukaten verzehrt ist!"

Er that die Silberlinge zu dem Golde in die Börse und und erhob sich, um weiter zu ziehen. Aber wie die Mütze vom Haupte der steinernen Himmelskönigin herabbringen, da diese auf einer Säule stand, die allein schon Gustav's, seines Armes und Stockes Länge wegmaß? „Nimm mir's nicht übel, gute Mutter Marie, daß ich vorhin eine andere statt deiner begrüßte!" redete Gustav die Statue an, die eben nicht dem Meißel eines Canova ihr Dasein verdankte. „Thu' doch ein Wunder und neige dein Haupt, damit das meinige wieder zu seiner Bedeckung komme!" Die Himmlischen erfüllen die Bitten der Sterblichen nicht immer gerade in der Weise, wie diese wollen: die Gnadenreiche neigte ihr Haupt nicht, aber Gustav's Gebet fand auf andere Art Erhörung. Desselben Weges, den er gekommen war, hinkte ein Wanderbursche daher und mit abgezogenem Hute auf unsern Dichter zu. Er wollte eben seinen Mund zu dem üblichen: „ein armer reisender Handwerksbursche" öffnen; aber Gustav kam ihm seinerseits mit der Bitte zuvor:

„Sie kommen wie gerufen, Landsmann; seien sie doch so gut und helfen Sie mir die Mütze da herunter holen."

„Mit allem Willen!“ erwiderte der Handwerksbursche — „aber wie?“

„Nun ich nehme Sie auf meine Schultern“ — sagte Gustav — „da richten Sie sich auf, nehmen den Stock und heben den Deckel ab.“

So geschah es. Im Besitz seiner Mütze, zog Gustav fröhlich seine Börse und gab seinem Gehülfen einen Zwanziger.

„Herr, Sie trauen mir viel zu! ich kann nicht wechseln“ — sagte dieser, das Geldstück zurückgebend.

„O machen Sie keine Umstände, Landsmann!“ — entgegnete Gustav. — „Stecken Sie die Kleinigkeit ad saccum und kommen Sie mit mir, wenn Sie gleich mir weiter in's Land hineinwandern.“

„So vergelt's Gott!“ dankte der Wandersmann, eine kleine, untersetzte, braune Persönlichkeit, — „das ist ein gutes Vorzeichen für meine Wanderung in Vaters Vaterland.“

„Sie sind keine Böhme, der Sprache nach“ — bemerkte der Andere im Weiterschreiten — „aber auch kein Sachse — oder Meißner, wie Jean Paul will.“

„Ein halber Böhme bin ich doch“ — erwiderte der Fremde — „Baden ist mein Geburtsland, Niederbühl bei Rastatt meine Heimat — aber mein Vater war ein Böhme.“

„Wie kam der nach Baden?“ fragte Gustav.

„Durch den Krieg“, lautete die Antwort. „Mein Vater war kaiserlicher Soldat, kam im letzten Kriege mit an

den Rhein und in Niederbühl in's Quartier. Da lernte er meine Mutter kennen, fand, daß im badischen Ländel auch gut Knödel essen sei — wiewohl es bei uns nicht Knödl sondern Knöpf' heißt — und blieb als Meerrettigbauer da hocken. Er ist nun lange todt. Das Gütel war trotz dem Meerrettigbau zu klein um uns Kinder alle zu nähren — ich wurde ein Sattler und ging in die Fremde, mein Glück zu probiren. Ich hab' aber probirt und probirt, und hab's noch immer nicht weiter gebracht, als daß ich ohne Scham zu einem honetten Menschen sagen kann: ein armer, reisender Handwerksbursch. In Sachsen probirt' ich mein Glück zuletzt. Es hatte mich schon längst dahin gezogen, denn bei uns draußen geht ein Sprüchwort: „In Sachsen — wo die schönen Madel wachsen!" und ich bin den schönen Madeln nur zu gut, Herr! So wandert' ich denn in Sachsen ein und fand in Freiberg Arbeit, wie auch das Sprüchwort bestätigt. Aber Sie sehen, was ich mit den schönen Madeln gewonnen habe: nehmen Sie mir Ihren Zwanziger wieder ab, so finden Sie so viel Münze in meiner Tasche, als Samstags in einem evangelischen Klingelbeutel. Es wird aber nun Zeit, daß ich dem Lumpenleben ein Ende mache und mich als ehrsamer Bürger und Meister irgendwo einheimse. Da ist mir denn eingefallen, daß in der Heimat meines Vaters noch Sippschaft von diesem lebt, namentlich ein wohlhabender Onkel, und den will ich aufsuchen. Den Namen des Wohnorts hab' ich freilich vergessen, der Teufel merke die böhmischen Wörter! aber ich weiß soviel,

daß der Ort im Leitmeritzer Kreis an der mittäglichen Seite des Mittelgebirges liegt. Mit Gottes Hülfe hoff' ich den Onkel schon zu finden."

„Wunderliches Widerspiel" — sagte Gustav — „Sie suchen einen Onkel und ich fliehe einen. Ich wünsche Ihnen Glück zu dem Ihrigen, aber folgen Sie meinem Rathe: wenn derselbe eine schöne Tochter hat, so bezwingen Sie Ihre Neigung zu den „schönen Madeln!" die Onkel haben da so ihre eigenen Grillen. Und — lieber deutscher Bruder! wie wollen Sie Ihren böhmischen Onkel finden, wenn Sie nicht böhmisch können? Denn so viel ich weiß, spricht man südlich vom leitmeritzer Mittelgebirge nur Böhmisch."

„Allerdings" — antwortete der junge Sattler — „aber ich führe ja den Namen des Onkels, und überall in dieser Gegend giebt's Juden, die beide Landessprachen sprechen — an die wend' ich mich und die werden mich schon zurecht weisen. Hab' ich den Onkel, so ist mir für das Weitere nicht bange; hatte mein Vater das Geschick, ohne Deutsch das Herz eines deutschen Madels zu erobern, so werd' ich wohl auch ohne Böhmisch das Herz eines böhmischen Onkels gar machen."

Die beiden Wanderer kamen eben an ein Dorf, wo der Sattler seiner wunden Füße halber zu bleiben beschloß. Gustav aber wollte diese Nacht noch unter Blüten schlafen und die fand er erst am Fuße des Gebirges, in Johnsdorf. Wie er nun von seinem Gefährten schied, mußte er von diesem die gute Lehre hören: „Lieber Herr!

lassen Sie Ihr Geld nicht so vor Jedermann sehen, wie Sie es vor mir thaten — Sie finden nicht immer ehrliche deutsche Handwerksbursche, und der Anblick des Goldes macht lüstern!"

„Diese Lehre ist auch 'was werth" — sagte Gustav, griff in den Beutel und drang dem klugen Gesellen noch zwei Zwanziger auf, gab ihm auch seine Karte, wogegen der andere ihm seinen Namen „Kutschera" nannte.

Gustav fand in seinem ersten Nachtquartier mehr als sein genügsames Herz für diesen Abend begehrte: denn außer den blühenden Obstbäumen, die das Dorf einfriedigten, und von welchen namentlich das Wirthhaus umgeben war, fand er im letzteren eines jener „katholischen Gesichter", die er mit zu den Gaben gezählt hatte, die sein Herz vornehmlich begehrte. War das eine hohe, schlanke, blühende, blonde Maid! Hatte die große, mächtige, schwärmerische Augen! Dem Dichterjüngling gingen die seinigen über, als ihm die Gestalt mit dem Glase schäumenden Bieres entgegenschwebte — nicht wie eine dienende Magd, sondern wie eine Königin, die einem Unterthanen mit einem Geschenk ihrer Huld entgegentritt. Aus wär es mit seiner Genügsamkeit — er hatte nur ein Glas Bier trinken, nur ein Stücklein Brod mit Käse essen wollen — jetzt wünschte er sich den Gaumen und Magen eines Prälaten und die tausend Wünsche einer Tänzerin, um auf das „Was schaffen's sonst?" der schönen Wirthstochter recht viel Bestellungen machen zu können. Aber er bracht' es zu nicht mehr als dreien:

ein Nachtquartier, eine Suppe und ein Gericht „Setzeier“ mit Salat. Als er letzteres genossen hatte, zerbrach er sich umsonst den Kopf darüber, was er wohl noch für Wünsche anbringen könne, um die Huldin in seine Nähe zu zaubern. Er mußte sich damit behelfen, das Bierglas recht oft zu leeren; aber das brachte ihn bald gar um den Genuß ihrer Nähe — er fühlte, daß ihm der Biergeist zu Häupten stieg und suchte, um sich keine Blöße zu geben, bei Zeiten das Nachtquartier. Und kein anderes Menschenkind, als sie — die Krone aller Wirthstöchter, wie ihm däuchte — sie allein führte ihn zu Bette! Hatte er je so etwas erlebt? Und er wußte nicht was er zu ihr sagen sollte, als sie das Licht auf den Tisch setzte und ihm so freundlich „geruhsame Nacht!“ wünschte! „O ich Esel von einem Philosophen, ich prosaisches Bierfaß von einem Dichter!“ seufzte er, als sie schon wieder die Treppe hinabstieg, und warf sich in das Bette.

„Das soll mir nicht wieder passiren“ — sagte er, als er am frühen Morgen erwachte — „daß ich mich Angesichts einer solchen Erscheinung betrinke und um allen Genuß derselben bringe.“ Er ging hinab, in der Hausflur begegnete sie ihm — „wünsche wohl geruht zu haben!“ rief sie ihm entgegen und öffnete ihm das Zimmer. Er erwiderte ihren Gruß und trat ein. Ohne zu fragen: „was schaffens?“ brachte sie ihm den Kaffee mit den landesüblichen mohnbestreuten Hörnchen und als er sie bat, ihm Auskunft über Weg und Steg nach Brix zu geben, neigte sie sich ganz nahe zu ihm, daß ihr

würziger Athem ihn anwehete, und flüsterte ihm freundlich zu:

„Warten's doch bis um neun Uhr, da geh' ich mit Ihnen dahin."

Ihm hüpfte das Herz in der Brust bei dieser Eröffnung. Natürlich willigte er mit größtem Vergnügen in das Warten. „Es ist heute ein Tag, wo's bei uns wenig zu thun giebt" — sagte sie und setzte sich gar neben ihm nieder. War das draußen eine lustige, verliebte Welt! Wie koste der Himmel mit der Erde, wie zwitscherten und schmetterten und wirbelten die Vögel in allen Bäumen, Hecken und Lüften! Und da innen, zur Seite eines jungen Dichters sitzt ein lieblich plauderndes Böhmenkind — kann Einer mehr Lenzeslust verlangen? Kann Jemand es unserm Lenzfahrer verargen, wenn er sich im Stillen jetzt fragte: „Was soll ich weiter gehen? Kann ich irgendwo mehr Lenz finden als hier? Hab' ich hier nicht Blüten und Auen und linde Luft? Und was mehr als alles dies ist: ein süßes, blühendes Frauenbild, das den reichsten Frühling in meiner Brust hervorzaubert?

„Willst du ewig weiter schweifen?
Sieh, das Gute ist so nah!"

singt König Goethe, wohlan! ich will den Leuten, die mittagwärts wohnen, ihren Lenz lassen und bei dem bleiben, den ich habe. Die Partie nach Brix zwar wird gemacht, — ein Narr aller Narren wär' ich, ließe ich mir die Gelegenheit entgehen, mit dem holden Wesen ein paar Meilen weit allein zu lustwandeln. Wer weiß,

wozu das führt! Daß sie mich wohl leiden kann, unterliegt keinem Zweifel. Auf Gustav!" — rief er sich nach einer Weile zu — „nütze dein Glück! Wer weiß, ob dir nicht bald das schönste Böhmenkind als liebe Braut am Busen liegt!"

Mit diesen Gedanken ging er in den Garten, um unter der reichen Blütenkrone eines Apfelbaumes in den Träumen zu schwelgen, die ein dichterisches Gemüth bei den Gedanken „Liebe" und „Braut" in Verbindung mit einem lebenden reizenden Gegenstand so leicht umgaukeln. „An der Seite eines solchen Wesens leben und dichten" — dachte er unter seinem Apfelbaume — „das muß göttlich sein", und seine Phantasie malte ihm im Nu ein artig Genrebildchen vor: wie er eines schönen Tages unter demselben Apfelbaume seinen Kaffee einnähme, und Marie, einen holden Knaben auf den Arm neben ihm sitzend mit andächtiger Bewunderung seine jüngste Dichtung vorlesen hörte. Da schreckte ihn eine kreischende Frauenstimme aus seinen Träumen.

„Wo willst du hin?" gellte es aus dem Wirthszimmer heraus — „nach Brix? Dahier bleibst du! in die Küche marschirst du! — Dem Husaren nachlaufen — das wäre mir eine saubere Geschichte. Pfui! hat man schon so etwas gehört — ein ehrliches Weibsbild — eine Gastwirthstochter, die Haus und Hof erbt, läuft einem Husaren nach!"

Galt dieses Schelten Marien? Wem sonst! Als Gustav in's Haus zurückkehrte, trat ihm die Huldgestalt mit weinenden Augen entgegen:

„Ach, lieber Herr!" — sagte sie — „ich darf nicht

mit nach Brix gehen — meine Mutter erlaubt es nicht. Aber da Sie doch hingehen, so thäten Sie mir wohl einen Gefallen: ich wollte Ihnen ein Briefchen an meinen Geliebten mitgeben — er ist Wachtmeister bei den Husaren, die in Brix stehen — thäten Sie mir wohl den Gefallen?"

Unserm Gustav war, als wäre er plötzlich unter ein eiskaltes Sturzbad gerathen; er sagte zwar als höflicher Sachse und liebreicher Erzgebirger: „mit größtem Vergnügen, liebes Kind!" dachte aber bei sich: „der Teufel hole deinen Husarenwachtmeister!" und: „es scheint, ich bin zum ewigen postillon d'amour prädestinirt!" Dann aber schüttelte er alle Grillen von sich und rief sich zu: „Auf, Dichterblut! weiter in den Lenz! Zuvor aber trinke!" — „Eine halbe Bier, schön Mariechen!" bat er, holte sich einen Sessel und errichtete sich unter dem Apfelbaum seine „Kneipe" — bis Marie ihr Briefchen geschrieben haben würde.

Dieses war endlich fertig. Sie händigte es ihm mit der letztem Halben, welche er verlangte, ein und bat: „Nehmen Sie's aber ja nicht übel, daß ich so frech bin, lieber Herr! Aber ich hatte meinem Sandor versprochen, heute Vormittag hinüber zu kommen. Nun geht er mir gewiß entgegen, ach! wie wird's ihn kränken, wenn ich nicht komme! Durch Ihre Güte erhält er aber doch wenigstens Nachricht. Sie brauchen ihn nicht aufzusuchen — Sie finden ihn bestimmt unterwegs und können sich nicht irren: es ist ein großer, schöner Mann mit schwarzem Schnurr-

bart — einen halben Kopf größer wie Sie — Husarenwachtmeister."

Gustav nahm das Briefchen, das die Aufschrift trug: „Herrn Nagy Sandor, Wachtmeister bei der . . ten Schwadron Palatinalhusaren", steckte es in seine Tasche und verlangte seine Rechnung.

„Ich werde doch Ihnen keine Zeche rechnen!" sagte sie; er aber drang darauf. „Wenn Sie einem armen Wanderer statt meiner eine Wohlthat erzeigen wollen" — sagte er — „so wird sich, denke ich, bald eine Gelegenheit finden. Es wird im Laufe des Tages ein armer, hinkender Handwerksbursche, seines Zeichens ein Sattler und Kutschera mit Namen, den Ort passiren. Den nehmen Sie so freundlich auf wie mich und schenken Sie ihm die Zeche, wenn Sie glauben, mir erkenntlich sein zu müssen."

Marie versprach dies; Gustav bezahlte seine höchst billige Zeche und wanderte wohlgemuth weiter. Als er beim Biegen um die Gartenecke die hohe schlanke Mädchengestalt nochmals zu Gesichte bekam, meinte er aber doch: „Es ist schade, daß ich nicht der Husarenwachtmeister bin — indessen einem braven Kriegsmann wie dem gönn' ich sie schon."

Es war wie Marie gesagt hatte: zwischen dem freundlichen Georgenthal und Brix kam ihm der beschriebene Wachtmeister entgegen, eine herrliche, blühende Kriegergestalt, die als Staffage in die reiche Landschaft paßte, die sie durchschritt. Gustav grüßte ihn und gab ihm den

Brief. Hastig nahm ihn der Soldat an sich, erbrach und las ihn, fluchte ein Deremptete! und kehrte mit Gustav um. Dieser ergoß sich gegen den ernsten Krieger in Freudenbezeugungen über die Frühlingspracht, die ringsum prangte, und über das reizende Land.

„Ja" — sagte der Ungar in seinem eigenthümlichen Dialekt — „Böhmen ist ein schönes Land, ein wunderschönes Land — aber mein Ungarn ist es doch nicht." Und mit glühenden Farben schilderte er die Reize seines Vaterlandes und weinte zuletzt gar vor Sehnsucht nach seinem Heimatdörflein, nach dem kleinen Hofe, wo seine Mutter mit den jüngern Brüdern wirthschaftete, nach seinem guten theuern Gutsherrn, der ein Vater seinen Unterthanen wäre! „Dahin — lieber Herr!" sagte er — „dahin sollten Sie reisen — dort würden Sie Lenz, Lust und Leben finden, wogegen hier Alles Schatten ist!"

„Alles?" — fragte Gustav — „auch Marie von Johnsdorf?"

„Die nehm' ich aus" — erwiderte der Magyar — „ja, meine Marie ist eine Perle, würdig, in die Krone Ungarns versetzt zu werden. Darum laß ich sie auch nicht hier — sie muß mit mir nach meiner Heimat — und wenn ihre Alte sie mir nicht geben will — hurrah! Da nehm' ich sie mit auf mein Roß und jage mit ihr davon!"

„Aber wird Marie das auch wollen?" fragte Gustav wieder.

Der Wachtmeister strich seinen Schnurrbart und sagte:

„Meine Marie müßte nicht meine Marie sein — meine Marie geht mit mir in die Hölle!“

„Teufelskerl von einem Husaren!“ dachte Gustav, „der hat's weiter mit seiner Marie gebracht, als Faust mit seinem Gretchen. Dafür wird er sie auch nicht erst sitzen lassen, wie dieser.“

„Die Mädel hier zu Land“ — sagte der Ungar nach einer Pause — „sind überhaupt brav — deutsches Blut ist treues Blut — die Mädel hier lieben so treu und innig, daß man Einer eher ihren Herrgott nehmen kann, als ihren Herzensschatz. Wenn nur die Männer solcher Liebe immer werth wären!“

Als sie Brix erreichten, lud der Wachtmeister den Fremdling ein, sein Gast zu sein. Gustav schlug es indessen aus — er habe keine Lust, sich in der Stadt aufzuhalten, die mit ihren Steinwänden ihn an den Winter gemahne. Er wolle lieber gar nicht hineingehen, sondern um sie herum nach der nächsten Landstraße, die morgen- oder mittagwärts führe.

Der Husar sagte: „Ich bin gestern auf der Jagd und so glücklich gewesen ein paar Wasserhühner zu schießen, die hätt' ich gern mit Ihnen verzehrt; wenn Sie indessen von der gar nicht unfreundlichen Stadt Brix nichts wissen wollen, so begleite ich Sie noch ein Stündchen weit auf der Straße nach Bilin, falls Sie nach Morgen wollen, aber ich rathe Ihnen doch nach Teplitz zu gehen, was mehr nach Mitternacht, aber darum nicht weniger lenzig liegt, als Bilin.“

„Gut denn! so gehe ich nach Teplitz!" sagte Gustav schnell entschlossen.

Der Wachtmeister führte den Wanderer außerhalb der Stadt auf die Straße nach Teplitz, jenen Zauberweg, der alle so getauften Poetengänge an Romantik und poetischem Reiz überbietet, zumal wenn man ihn nicht zur Badezeit, sondern wie jetzt Gustav, im erst erwachten Lenz wandelt. Gustav's Seele regte all ihre Schwingen, als er durch diese Wunderlandschaft dahin zog. „Du lieber Gott!" sagte er, „was kann ein Mensch doch glücklich sein! was trägt er doch für eine selige Seele in deine Welt hinein, wo er ihr gesund und frei entgegen tritt!" Er blieb oft stehen und schauete hier rechts nach den dunkelgrauen Basaltkegeln des Mittelgebirges, dort links nach den schroffen, waldigen Hängen des Erzgebirges. Und sein Gefährte orientirte ihn mit freundlicher Zuvorkommenheit. Ueberhaupt hatte der junge Dichter an dem Kriegsmann einen Begleiter, der an dichterischer Empfänglichkeit für alles Schöne ihm nicht nachstand, der gleich ihm dem Frühling der Natur einen Frühling des Herzens entgegen brachte. Und was ihm etwa an Würde der Bildung abging, ersetzte ihm die Weihe der Liebe! Vermöge der Liebe, die er im Herzen trug, schwang er sich leicht mit zu den höhern Gesichtspunkten auf, unter welchen Gustavs künstlerisches Auge die Erscheinungen ringsum erfaßte, leicht zu dem hohen Gedankenfluge, der den Geist des Dichters durch alle Räume trug. Es giebt eine Zeit im Leben eines jeden Menschen, wo er für das Höchste empfänglich ist, das ist die Zeit der Liebe

— wohl Jedem, bei dem in dieser Maienzeit seines innern Lebens eine heilige Hand bereit ist, die Binde von den Flügeln des Geistes zu lösen! Aber wie vielen geht die große Epoche ihres Lebens dahin, ohne daß sich ihnen eine erlösende Hand nahete! Und sie bleiben Kriechgeister — verflucht wie die Schlange „auf dem Bauche zu gehen und Staub zu essen" — Bücher-, Akten- oder Goldstaub, gleich viel! Und das ist das große Unglück, daß so viele, viele Menschen keinen wahren Frühling haben!

Es war an jenem Punkte der Straße, wo der Wanderer in gerader Linie zwischen dem erzgebirgschen Wieselsteine einerseits und dem Bilinersteine oder Borschen andererseits sich befindet, wo in geringer Entfernung alle verschiedenen Epochen der Erdbildungsgeschichte ihre Riesenblätter aufgeschlagen haben und zu dem reichen geologischen Theater auch ein vegetativüppiges Gelände sich gesellt — wo der Fuß des Wanderers auf den Resten einer tropischen Pflanzenwelt dahin schreitet, über welche nun die Ceres, Flora und Pomona unserer Erdepoche ihre Schätze ausgebreitet haben, während links hochragendes plutonisches Urgestein von jener ältesten Erdrevolution, der das Erzgebirge seine Erhebung verdankt, rechts vulkanische, durch neptunische Schichten hindurch gebrochene Massen von den ungeheuren Wirkungen einer jüngern Revolution zeugen — auf diesem Punkte war es, wo Gustav überwältigt von den Eindrücken, die hier allzumal auf sein Gemüth einstürmten, sich am Wege niederließ und in sein Notizbuch folgenden Hymnus schrieb:

Darf ich Dich denken, o Gott?
Darf ich mein Auge zu Deinem Throne erheben, Allmächtiger?
Darf ich, deß Leben ein Hauch nur ist, zählen
Die Jahrtausende Deines Schaffens,
Von denen mein blödes Auge die Spuren schaut?
O nein — der Mensch kann sie nicht fassen, Deine Größe,
Nicht fassen kann er der Jahre Zahl, da Du Deinen Namen verherrlichtest am Erdkreis!
Darum erbebte er im Gefühle seines Nichts
Und nannte Aeonen: Tage,
Und rahmte in sechs kleine Menschentage
Sechs Myriaden von Jahren, damit es der kleine Menschengeist fasse,
Damit sein Gedanke nicht erlahme unter der Last von Jahrtausenden!
Darf ich Dich denken, o Ewiger?
Sieh! da steh' ich, deß Name Mensch ist
Und bebe vor Deinem Namen, der da ist:
„Ich, der ich bin und war und sein werde —"
Und ich zage, daß ich so gar Nichts bin,
Schon morgen Staub und Asche;
Und ich rufe zu Deinen Bergen:
Warum zermalmt ihr die Träume meines Geistes durch eure Wucht?
Warum den stolzen Traum mir von Menschengröße?
Warum mit eurer ehernen Titanenschrift spottet ihr
Der Spanne meines Lebens? —
Da tönt eine Stimme aus dem Grabe, darauf ich wandele,
Der Vorwelt Geisterstimmen aus versunkenen Riesenhainen:
Schau nieder, o Mensch, und sieh,
Was werden und vergehen mußte,
Eh' Du zu Deinem kleinen Leben Raum gewannest;
Welch' stolze Geschlechter von Gräsern und Bäumen
Und welche Reihen gewaltiger Wesen
Versinken mußten, um Dir den Boden zu bereiten,
Darauf Du wandelest, davon Du lebest!
Die Aeonen der Vorwelt, sie waren für Dich —
O Menschensohn, sie wären noch heut,
Wenn Er, der Ewige, Dich nicht zuvor gedacht;

Wär'st Du nicht seines Gedankes Erstling und Liebling —
Gedanken-Erzeugter nicht nur, sondern selbst Gedanke!
Darum erhebe Dein Auge zu seinem Throne,
Darum die Seele zu Gottes Majestät;
Darum im Buch der Aeonen forsche nach seiner Größe,
Damit sie mehr und mehr verherrlicht werde durch Dich!
Und bebe nimmer vor den Myriaden von Jahren,
Die vor Dir über den Erdball rolleten,
Noch vor dem Gedanken der Ewigkeit!
Denn wisse, was Du im Geiste besitzest,
Das, und das allein ist Dein,
Dein unveräußerlich Erbe,
Das Niemand Dir rauben kann.
Und weil Du ihn hast im Geiste
Den Gedanken der Ewigkeit;
So ist sie Dein — ja, ewig bist Du,
Ohn' Ende wie Gott, o Menschensohn!"

Mit gefalteten Händen hatte der Magyar dem deutschen Jüngling bei diesen feierlichen Worten zugehört, schweigend reichte er ihm jetzt die Hand, drückte sie und schämte sich der Thräne nicht, die ihm Wange und Bart bethauete. Dann kehrte er sein Angesicht nach Osten und betete für sein Vaterland. „Sie haben mir da einen schönen Trost ins Herz gegossen" — sagte er nach einer Weile — „ „Was der Mensch im Geiste besitzt, das ist sein, sein unveräußerlich Erbe, das ihm Niemand rauben kann!" " — „So werden auch die Lebensgüter, nach welchen die Völker ringen, ihnen unveräußerlich und unentreißbar angehören, sobald sie ihr geistiges Eigenthum geworden sind, sie ganz und lebendig durchdrungen haben. Dieser Gedanke soll mich noch oft trösten und ermuthigen. Wie gerne ginge ich noch weit,

weit mit Ihnen! Aber ich habe keinen Urlaub — nur bis in das nächste Dorf kann ich Sie noch begleiten; dort wollen wir bei einer Flasche Ungarwein Abschied nehmen"

Eh' indeß die beiden Männer von der Stelle gingen, schaute Gustav noch lange nach dem Vorschen mit seiner schroffen schwer zu erklimmenden Felsenkrone hinüber. „Ich kann mich von diesem Berge nicht trennen" — sagte er — „all mein vaterländischer Stolz regt sich bei seinem Anblick, denn er erinnert mich an einen der größten Männer meines Volkes und eine der höchsten Zierden der Menschheit: an Alexander von Humboldt, der diesen Berg untersucht und einem Berge in Südamerika auffallend ähnlich gefunden hat." Nachdem er sich endlich losgerissen hatte, gelangte er mit seinem Gefährten bald in das bezeichnete Dorf — Preschen — dessen Wirthshaus Ihnen den Scheidetrunk bieten sollte.

„Giebt es hier zu Lande denn lauter schöne Wirthstöchterlein?" — dachte Gustav, als eine feine, blühend gerundete Brünette den verlangten Ruster auf den Tisch setzte. „Das blüht und leuchtet Einem ja wieder entgegen, wie lauter Frühlingsluft und Maienglanz!" Und er nahm das von Sandor eingeschenkte Glas und stieß mit ihm auf das Wohl Mariens und aller schönen Wirthskinder an. Dabei fiel ihm Uhlands „der Wirthin Töchterlein" ein und er fragte den Magyar, ob er das Lied wohl kenne. Dieser verneinte und äußerte den Wunsch, es kennen zu lernen. Im Hintergrunde hatte sich eine Harfengesellschaft niedergelassen; Gustav fragte, ob sie ihn zu der Melodie begleiten wolle

und summte sie vor. „Von Herzen gern“ — war die Antwort. Die Harfen wurden zur Hand genommen, gestimmt und der Gesang begann. Dem guten Gustav begegnete bei dem Schlußverse dieser Liederperle allemal etwas Menschliches: das Wasser trat ihm in die Augen; dadurch, mehr aber durch den tremulirenden Ton seines Gesanges, riß er leicht gefühlvolle Zuhörer in die eigene gerührte Stimmung hinein; so geschah es dem Husaren —

„Und werde Dich lieben in Ewigkeit!“

wiederholte er zweimal gleichfalls tremulando, und stieß darauf mit dem Sänger an, daß beide Gläser in Scherben sprangen. Neue Gläser waren bei der Hand, schnell waren sie gefüllt und geleert, die Harfenmädchen stürmten in die Saiten, und

„Wohlauf noch getrunken“

von Justinus Kerner, stimmten sie unaufgefordert an. Diesem folgte auf Nagy's Verlangen ein ungarisches Nationallied, dann kam wieder ein deutsches und so wechselte immer ein magyarischer mit einem deutschen Gesange, wobei das edle Magyarentraubenblut die deutsche wie die ungarische Kehle letzte. Endlich ging es an's Scheiden — zwei weit von einander geborene Söhne verschiedener Völker, die vor wenig Stunden von einander noch gar nichts wußten, schieden als Brüder, als theure Genossen des großen Geisterbundes, der unsichtbar durch die Nationen geht, unsichtbar wächst, und unsichtbar den großen Bund der Völker selbst vorbereitet, dem alle edlen Herzen ent=

gegen schlagen als dem neuen Frühling der Menschheit, den nimmer das Schwert bringen kann!

Gustav war kein Freund von großen Tagereisen zu Fuß, es that seinem Naturgenuß Eintrag, wenn er bei ermüdeten Füßen anschauete. Darum beschloß er heute zu bleiben wo er war. Hatte er doch auch hier was sein Herz begehrte! Er hütete sich aber wohl, dem Wirthstöchterlein — einer Resi — zu tief in die dunkeln Augen zu schauen. Destomehr weidete er sich an dem Anblick der blühenden Gestalt, die er sich von dem heitern Frühlingsbilde ringsum unzertrennlich dachte. Er wurde von ihr auf das Trefflichste bewirthet, und als er eine Nacht unter ihrem Dache zugebracht hatte, fühlte er sich so heimisch, daß er beschloß, sein Quartier für einige Zeit hier aufzuschlagen und von da aus Ausflüge in die Umgegend zu machen. Er frug lieb Röschen, ob man ihm das Stübchen, wo er übernachtet hatte, auf unbestimmte Zeit überlassen würde. „Ei warum denn nicht? Wenn's dem Herrn nur ansteht!“ war der freundliche Bescheid. Man forderte nur ein Geringes für Wohnung und Kost, und er pries darauf seinen Einfall als einen ökonomischen Meisterschuß, denn „wenn ich Teplitz zum Standquartier machte“ — sagte er — „so müßte ich wenigstens dreimal so viel zahlen.“

Er machte nun täglich Ausflüge nach Mittag und Morgen, besuchte Bilin mit seinen berühmten Sauerbrunnen und bestieg den Borschen nicht ohne Gefahr den Hals zu brechen — ein Schicksal, das wirklich schon zwei

Besteigern dieses Basaltkegels widerfahren ist — erfreuete sich der reizenden Aussicht vom Radelsteine — nach dem Mileschauer oder Donnersberge, der höchste Punkt des Mittelgebirges — sah Dux mit seinem an Erinnerungen aus dem Leben des Herzogs von Friedland so reichen Schlosse, und feierte täglich neue Triumphe mit, die der Lenz durch diese Fluren hielt. Er war bereits acht Tage an seinem idyllischen Aufenthaltsorte und hatte seine Streifereien in allen Richtungen zwischen Morgen und Abend nach Mittag hin ausgedehnt, aber gegen Mitternacht hin war er noch nicht gekommen; und doch winkte gerade hier des Reizenden so viel! Gustav war ein Gourmand im Landschaftsgenuß: er sparte die besten Schüsseln auf die Letzt. Eines Montags machte er sich endlich auf und zog nordwärts nach Ossegg, mit seinem reichen Cistercienserstifte und der darüber liegenden Riesenburg. Aber er widmete dem Mönchssitze nur einen flüchtigen Besuch — die Riesenburg zog ihn mächtiger an. Eine enge Schlucht zieht sich vom Dorfe Ossegg aus zwischen zwei Vorbergen des Erzgebirges steil bergan, dann erhebt sich schroff aus der Schlucht das Felsenfundament der genannten Burg, eine der stolzesten Ruinen Böhmens, mit hoher, weit in das reiche Land hineinschauender Warte. Auf ihren Zinnen stand Gustav — einen großen Strauß von wilden Blumen, die er in der Schlucht gepflückt, in der Hand — und empfand die königliche Lust, zu sagen: „Das alles, was ich da zu meinen Füßen schaue, die Auen, die Wälder, die Städte

und Dörfer, die blühenden Gärten und silbernen Weiher — alles ist mein, denn ich bin ein Dichter und des Dichters Reich hat keine Grenzen des Besitzes — sein Rechtstitel auf Alles, was er sieht in der weiten Natur, ist die ewige Verwandtschaft seines Geistes mit dem Geiste, der Hain und Flur, See und Strom, Berg und Thal, Blatt und Blüte belebt. — Was treibst du in deinem Dörflein dort unten, Du meine schöne Unterthanin Resi? Warum machst du dich nicht auf, deinem Herrscher zu huldigen? Warum kommst du nicht mein Haupt zu krönen mit wilden Rosen? Sieh, ich strecke meinen Blumenscepter aus, komm, daß ich deine lockenumnachtete Stirn berühre und sie adele mit dem Adel des Geistes, dem kein Wahn und keine Unlauterkeit nahen darf! O komm auch du zu mir, blonde, königliche Marie! daß ich brüderlich deinen Bund segne mit dem hohen Enkel Arpads! Ach, ich möchte euch ja alle segnen mit dem besten Segen, den ich geben, euch lohnen mit dem besten Lohne, den ich bieten kann!"

Der Gerufenen keines kam, aber ein ungerufener wand sich plötzlich aus der Tiefe herauf — der badische Wanderbursch! Wenigstens schien er es zu sein: es war ganz die nämliche Statur, die nämliche Physiognomie — nur die Kleidung befand sich in einem bessern Zustande als jene des Sattlers; aber es war ja möglich, daß dieser seinen Oheim gefunden und sich neu equipirt hatte! —

„Kutschera!" rief Gustav erfreut hinab — „Glücklichster aller Neffen, kommt schnell herauf!"

Es dauerte nicht lange, stand der Gerufene dem Rufer

auf der Warte gegenüber; freundlich streckte er ihm dieser die Hand entgegen.

„Sie irren sich wohl, mein Herr!" sagte der vermeintliche Sattlergeselle, „ich erinnere mich nicht, Sie je gesehen zu haben."

„Sie wären nicht Kutschera?" fragte Gustav ein wenig verdutzt.

„So heiß ich, aber ich weiß nicht wie mein Name zu der Ehre kommt, von Ihnen gekannt zu sein" — antwortete jener.

„Nun beim Teufel!" — rief Gustav — „haben Sie denn vergessen, daß Sie mir vor neun Tagen die Mütze vom Marienbilde bei Kreuzberg heruntergeholt?"

„Kreuzberg — Kreuzberg —" sann der Gefragte — „was ist das für ein Kreuzberg?"

„Nun, das kleine Nest zwischen Einsiedel und Johnsdorf, wo Sie übernachteten" — sagte Gustav.

„Ich bin dort in meinem Leben nicht übernacht geblieben" — versicherte Kutschera der Zweite — „überhaupt habe ich Teplitz, wo ich Bürger bin, seit Jahr und Tag nicht verlassen. Jedenfalls verwechseln Sie mich mit einer andern Person, der ich zufällig ähnlich sein mag."

„Aber Ihr Name ist auch der nämliche" — wendete Gustav ein.

„Das kann sein" — war die Antwort — „es giebt der Kutschera viele in Böhmen."

„Die Sprache ist allerdings anders" — sagte Gustav — „so verzeihen Sie mir denn!"

„Ei" — entgegnete der Bürger von Teplitz — „da ist nichts zu verzeihen; es kann mich nur freuen, eine so angenehme Bekanntschaft zu machen — vermuthlich mit einem unserer werthen Frühgäste?"

„O nein" — bekannte Gustav — „ich war noch gar nicht in Teplitz, obgleich schon acht Tage in der Gegend."

„Ei, Herr!" — sagte der Teplitzer — „da säumen Sie ja nicht uns zu besuchen! Jetzt ist es am schönsten bei uns!" Und nun fing der Redner an, eine Schilderung von den Herrlichkeiten des berühmten Badeortes zu machen, daß Gustav den Entschluß faßte, ihn unverzüglich zu sehen.

Nicht lange mehr verweilten die Zwei auf der Riesenburg; sie stiegen nach Ossegg hinab, wo sie in der Dorfschenke eine Erfrischung suchten. Gustav pries sich bald glücklich, ein so joviales Exemplar von einem Teplitzer Bürger kennen zu lernen, als welches sein neuer Gefährte sich auswies. Er war voll von Anekdoten aus dem Badeleben und zeigte einen Mutterwitz, wie ihn Gustav kaum je in reicheren Gaben angetroffen. Es blieb dabei: Gustav folgte Kutschera dem Zweiten nach Teplitz, aber erst morgen, da er im Wirthshause bei schön Röschen sein Gepäck liegen und seine Zeche abzumachen hatte. Er ließ es sich beim Aufbruche von Ossegg durchaus nicht nehmen, die Zeche für seinen neuen Bekannten mit zu bezahlen, wobei er ganz die Warnung Kutschera's des Ersten vergaß, selbst als der Zweite dieses Namens seine Hand nach der geöffneten Börse ausstreckte und sie betastend rief: „Eine prachtvolle Arbeit das, gewiß von lieber schöner Hand!" Er ließ Gustav die

Zeche bezahlen — erklärte aber: „nur unter der Bedingung, daß Sie in Teplitz mein Gast sind!“

„Gut!“ erwiderte Gustav. „Ich nehme die Einladung an, aber wo such' ich Sie?“

„Gehen Sie nur in die Stadt London“ — sagte der Gefragte — „da hol' ich Sie ab, indem mein Haus nicht so leicht zu finden ist.“

So schieden sie.

„Wie leicht man hier zu Lande bekannt wird!“ — sagte Gustav zu sich, als er allein nach seinem Dörflein zurückkehrte; — oder habe nur ich das Glück, weil es mir auf der Stirn geschrieben steht, daß ich alle Menschen liebe? Weil ich ein fröhlicher, harmloser, zugänglicher Gesell bin? Aber wie kann man in diese holde Welt mit verschlossenem Sinne treten — wie sollen sich hier die Herzen nicht öffnen, nicht weit und groß werden, nicht liebend einander entgegenschlagen? Wie kann hier das Gift des Mißtrauens, das Eis der Förmlichkeit, der Rost des Vorurtheils aufkommen, wo aus allen Poren der Erde die Liebe quillt, um alle Hügel die Genien der Freude tanzen und heiliges Licht in unendlichen Strömen sich vom Himmel ergießt? Wohin das Auge schaut, winkt ihm ein liebender Geist, reicht ein milder Genius dem Munde den Becher der Erquickung, und Größe und Milde, Leben und Friede, Fülle und Maß — alles tritt dem Geiste in harmonischer Verkettung nahe!“

Es that ihm doch weh, sein kleines, nettes, blütenumwalletes Zimmer zu verlassen, und weher noch von

dem blühenden Wesen zu scheiden, das die Krone dieser Blütenwelt war. „Aber besser jetzt, als später!“ dachte er — „jetzt giebt's nur leichte Dornenstiche — später möcht' es tiefe, blutende Wunden geben — zudem komm' ich hier auch nicht zum Arbeiten, die Blitzaugen mit ihrem dunkeln Wetterleuchten zerstreuen mich zu sehr, und wenn ich gar erst die Hesperidenfrucht dieser Lippen gekostet hätte, so wäre es mit dem Musendienste völlig aus! Darum

„Es ist bestimmt in Gottes Rath,
Daß man vom Liebsten, was man hat,
Muß scheiden.“ —

Damit warf er sich behend den Tornister auf den Rücken, nahm seine Reisewehr, und trat so gerüstet vor Resi, seine Rechnung fordernd.

„So auf einmal soll's fortgehen? das ist doch nur Ihr Gespaß!“ sagte das Mädchen. Aber Gustav zeigte, daß es Ernst war — sie mußte sich bequemen, ihm die Zeche zu machen, nach deren Berichtigung er sich eiligst verabschiedete. Resi sah ihm vor der Thür lange nach — der Garstige schaute sich nicht einmal um — „haben wir ihm denn was gethan, daß er so plötzlich fortgeht? Wär' er lieber gar nicht erst gekommen!“ sagte sie und ging mit hängendem Köpfchen an ihr tägliches Geschäft.

Wenn sie nur den folgenden Morgen in aller Frühe sich aufgemacht hätte uud über Teplitz hinaus in südöstlicher Richtung nach dem Dorfe Wisterschan zu gegangen wäre — da hätte sie ihrem lieben Gaste als ein rettender

Engel erscheinen mögen, und wer weiß, was daraus gefolgt wäre! Denn nicht unter dem gastlichen Dache eines Teplitzer Bürgers, sondern seitwärts der Straße nach jenem Dorfe, da, wo der heilige Wenzel steht, unter dem blauen Himmelszelte zwischen zwei Kornfeldern, erwachte an diesem Morgen der Lenzfahrer aus Sachsen, mit schwerem Haupte und matten Gliedern aus dumpfem Schlafe.

Aber wie ging das zu? Das läßt sich mit wenigen Worten sagen: Gustav war getreu der Weisung des angeblichen Bürgers der k. k. Badestadt Teplitz in der Stadt London eingekehrt und hatte gar nicht lange auf den Gastfreund zu warten brauchen. Dieser hatte ihn vertraulich am Arm genommen, und als Gustav sein Ränzchen hatte mitnehmen wollen, ihm gerathen, es vor der Hand noch da zu lassen, seine Wohnung liege etwas entfernt, und sie wollten in der Nähe einige interessante Orte besuchen; bei der Rückkehr von da könne man das Ränzchen abholen. Gustav fand es daher auch nicht nöthig das genossene Mittagsessen gleich zu bezahlen. Bürger Kutschera hatte seinen Gast nun zunächst in den Schloßgarten, dann auf die Schlackenburg und endlich nach Schönau geführt, wo in einem stattlichen Hause Harfenmusik und Gesang sie empfing. Hier hatte der Bürger Wein bestellt, aufspielen lassen, dem Gaste weidlich zugetrunken und ihn durch alles dies und seine Schwänke in eine regenbogenfarbige Laune versetzt. Der Freude war die Lust gefolgt — Lust bei Wein, Gesang und freundlichen Schenkdirnen hatte den Poeten in ihren bacchan-

tischen Wirbel gerissen — dann hatte der saubere Gastfreund den Harmlosen in ein Nebengemach an einen grünen Tisch gezogen — da war das Ende von Lied und Lust gewesen, daß er ohne einen Kreuzer das Haus hatte verlassen, aber auch sich von seinem Freunde verlassen sehen müssen — dieser war ihm plötzlich aus dem Gesichte verschwunden. Ohne Mittel, seine Zeche in der „Stadt London" zu bezahlen, hatte er es nicht wagen können, dahin zurückzukehren, und da er eben so wenig anderwärts ein Obdach zu suchen im Stande gewesen, sich genöthigt gesehen, ein Nachtlager unter freiem Himmel zu nehmen. Ohne zu wissen, wohin er gehe, war er auf jene Straße gerathen, wo zuletzt der arme Ketzer sich unter dem Schutze des böhmischen Schutzheiligen zur Ruhe gelegt hatte.

„Was thun?" fragte sich Gustav, die Augen reibend und der bereits die Sudeten übersteigenden Sonne eben kein sonniges Antlitz zuwendend. „Wär' ich bei dir geblieben, lieb Röschen!" — fuhr er sich an seinem Stabe aufrichtend fort — „so wär' ich noch ein reicher Mann! da steh' ich nun wie der arme Peter aus Itzehoe,

Der zu Glückstadt in einer lustigen Nacht
All sein Gut hat durchgebracht —

so arm wie Kutschera der Erste, da er meine Zwanziger noch nicht hatte. Aber mir geschieht Recht — warum vergaß ich der Warnung des ehrlichen Burschen und reizte seines Doppelgängers Goldgier!"

Er sah sich nach allen Seiten um, sich zu orientiren —

er befand sich in entgegengesetzter Richtung von seinem Heimatgebirge, südöstlich vom Teplitzer Schloßberge. „Es wird am besten sein“ — sprach er nach einigem Sinnen — „ich überlasse mich blindlings dem Sterne, der mich wenigstens mit heiler Haut aus jener Mördergrube auf diese Straße geführt hat. Sie geht nach Süden, also weiter in den Lenz hinein — vertrau ich ihr getrost mein Schicksal an! Jammern hat noch keinem Erdensohn aus einer Patsche geholfen, und ich bin der Letzte, der jammert. Auf denn gen Süden!“

Er ging. Die Straße wendete sich bald nach Osten, aber nichtsdestoweniger in immer blühendere Gefilde. Der Muth des Wanderers belebte sich auf's Neue, sein Herz wurde frei und heiter gestimmt; zumal, als er in einem Dorfe, durch das sein Weg ihn führte, seinen brennenden Durst mit frischem reinen Brunnenwasser stillen konnte, und noch dazu aus der Hand einer Hebe von Bauernmädchen. Es wurde ihm ganz patriarchalisch zu Muthe, als er das rosige Geschöpf mit zwei Krügen auf denselben Brunnen zuschreiten sah, dem er sich eben nahete. Seit der Urzeit der civilisirten Menschheit sind interessante Bekanntschaften am Brunnen gemacht worden — Gustav dachte an den Brautwerber für Isaak und seine Begegnung mit Rebekka am Brunnen von Nahor — wer will es ihn nun verargen, wenn er, als das Mädchen hier ihm so bereitwillig Wasser schöpfte wie dort Rebekka den Knecht Abrahams, sich am Brunnen niederließ und ein Gespräch mit der schönen Mundschenkin anknüpfte; wenn er darüber all sein Miß-

geschick vergaß und in wenig Augenblicken die ganze Menschheit wieder so lieb hatte, als hege sie gar keinen Kutschera den Zweiten? Freilich konnte er sich nicht durch goldene Spangen und Armringe als Abgesandter eines reichen Patriarchen empfehlen, aber war er nicht ein Dichter, also ein Abgesandter des reichsten und höchsten Herrn Himmels und der Erden? War nicht das Wort, das er sprach, gediegenes Herzensgold, und verkündete nicht sein klares, frommes Auge ein demantreines Gemüth? Er war nicht gerade schön, darum hatten manche seiner Bekannten ihre Verwunderung darüber geäußert, daß er doch so angenehm bei den Frauen war. Vielleicht hätte das Bauermädchen dort am Brunnen des kleinen böhmischen Dörfchens den gelehrten Herren, das Räthsel lösen können! „Ach, was klingt das so herzig, was Ihr redet, Ew. Gnaden!" — sagte sie, als er schon lange mit ihr gesprochen — „ich könnt' Euch den ganzen Tag zuhören." Und was war es denn, das er mit ihr redete? Raspelte er vielleicht Süßholz? Fern davon: er sprach mit ihr von dem „schneeigen Lein", der im Garten nebenan bleichte, und den die junge Dirne selbst gesponnen hatte, und er segnete ihren Fleiß und pries das unbeachtete stille Walten der Frauen, dann ging er auf das größere über, zu dem sie gleichen Beruf hätten wie die Männer, und verkündete Libussa's Ruhm und was das Vaterland des Mädchens vor manchem Lande an leuchtenden Sternen ihres Geschlechtes voraus habe. Aber er verlor sich nicht etwa in überspannte Emancipationsgedanken: er hielt das Ewig-

Weibliche fest und unverrückt im Auge, und wich kein Haar breit über die Grenze hinaus, die diesem von Gott gezogen worden. Da stand sie vor ihm und lauschte mit kindlicher Andacht, und vergaß darüber die Sorgen der Wirthschaft, wie jene Marie der heiligen Geschichte, Martha's Schwester. Endlich rief eine Stimme im nahen Hause: Kathy! — „Meine Mutter ruft“ — sagte die Genannte — „ich habe mich vergessen — Gott segne Ew. Gnaden!“ Und sie eilte in das Haus.

Frohen Sinnes zog Gustav zwischen Bergen weiter, bis er in das anmuthige Thal der Biela gelangte, — da sank er von Hunger erschöpft unweit eines Dorfes am Feldraine nieder und suchte vergebens in allen seinen Taschen nach einem Kreuzer, damit ein Stück Brod zu kaufen.

Er sah sich um — welch' eine Eden umfing ihn! Da war weit umher nichts als eine wogende See von schossendem Getreide, von unabsehbaren Reihen blütenschwangerer Obstbäume durchschnitten. Wie verstohlen guckten die rothen Ziegeldächer des Dorfes aus einem Blütenmeere hervor, und malerische Höhen in den mannichfaltigsten Formen begrenzten ringsum das friedliche Thal. „Hier“ — rief Gustav — „hier möcht ich leben und dichten! O Kutschera II., um welch' ein Glück hast du mich gebracht! — ich habe jetzt höchstens Aussicht in diesem Paradiese zu sterben. Aber muß das geschehen, so will ich wenigstens nicht an der Landstraße liegen bleiben, will ich unter Blüten, berauscht von ihrem Dufte, eingelullt von ihrem Geflüster entschlummern. — Aber

— was blinkt mir denn von dort so blendend entgegen?"

Diese Frage galt einem Gegenstande, der mitten auf einem ungepflügten Felde aus ziemlicher Entfernung daher leuchtete. Darauf zugehend entdeckte Gustav einen vergoldeten Pflug auf einem hohen Piedestall von Stein. „Da hat mich mein guter Stern ja an das glorreichste Denkmal des Böhmenlandes geführt!" – rief er überrascht aus — „denn irr' ich mich nicht, so ist das der Pflug Przemysl's, von welchem hinweg der Liebesruf der weisen Tochter Krok's ihn auf den Thron von Böhmen führte. Gesegnet seiest du mir, du schönes Denkmal hoher Fürstenweisheit eines Weibes, die den Gemahl und Herzog nicht unter dem hohen Adel ihres Hofes, sondern in der Wurzel der Volkskraft, im Kerne der Nation suchte. Gepriesen seist du, Libussa, du holde Böhmensonne, die deinem Volke einen Frühling schuf, der noch jetzt nach tausend Jahren seine Blüten in tausend Sagen um die Kronen seiner Berge webt! Da bin ich ja mitten hinein in des Lenzes Vollblut gerathen — da umfängt mich ja mit Einemmale dein ganzer Lenz, o Bohemia, der Lenz deiner schönen Natur wie deiner reichen Geschichte!" —

„Ich glaube gar, das ist mein guter Doktor aus Sachsen!" rief plötzlich eine Stimme hinter dem in die Betrachtung des Monuments Versunkenen.

„Kutschera!" rief Gustav sich umwendend und an der Hand eines schmucken Mädchens Niemand anders auf

sich zuschreitend sehend als den Genannten — aber ob den Ersten oder Zweiten dieses Namens, war ungewiß.

„Grüß Gott, Herr Doktor!“ — rief der Ankömmling dem Ueberraschten zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Hat Sie das Gewissen gerührt, oder haben Sie sich nur einen schlechten Spaß mit mir gemacht?“ fragte Gustav mit Zögern die Hand nehmend. „Oder sind Sie gar nicht der Teplitzer, sondern nur der Niederbühler Kutschera?“

„Der Niederbühler — kennen Sie mich denn nicht mehr?“ fragte der Gefragte. „Ich bin ganz außer mir vor Freude, Sie hier zu sehen, und das dank' ich meinem Mühmchen da. Das beredete mich, mit raus aufs Feld zu gehen, um die große Merkwürdigkeit da anzusehen, und nun find' ich Sie hier! — Bärbel! das ist der gute Herr, der mir die Zwanziger gegeben hat, ohne welche ich vielleicht irgendwo in den Klauen eines Bettelvoigts statt an deiner Seite wäre, und dem ich außerdem die freie Zeche in Johnsdorf verdanke.“

Das Mädchen reichte dem Fremdling die Hand und hieß ihn in ihrer Heimat willkommen; darauf flüsterte sie ihrem Begleiter etwas ins Ohr.

„Versteht sich“ — sagte dieser laut — „Herr Doktor, mein Mühmchen ladet Sie ein, mit in unser Haus zu kommen — es ist gar nicht weit unten im Dorfe — und es sich bei uns gefallen zu lassen.“

Wer war froher als Gustav! Er überzeugte sich schnell, daß gegenwärtiger Kutschera nur der Erste und mit dem Teplitzer Gauner durchaus nicht identisch sei. Als er ihm

aber die Geschichte der vergangenen Nacht erzählte, rief das Mädchen:

„Das ist Niemand anders gewesen, als mein zweites Geschwisterkind, der Franz — ich schäme mich fast es zu sagen — aber er geht uns schon lange nichts mehr an, denn mein Vater hat ihm, seiner schlechten Streiche halber, für immer das Haus verboten."

„Sie hören" — nahm Kutschera der Erste das Wort — „mein Mühmchen spricht ganz brav Deutsch — ja, das ist ein gescheidtes Mädel — aber ihr Vater radebrecht's auch leidlich. Der Ort hier ist indessen nicht der Geburtsort unserer Väter, wo nur böhmisch geredet wird; ihr Vater ist schon als junger Bursche hierher gezogen und hat da in ein artiges Bauernhaus geheirathet. Da hätt' ich suchen können, wenn ich in den Süden des Mittelgebirges gerathen wäre! Erst folgte ich Ihrer Spur, aber die verlor ich in Brix. Auf's Gerathewohl wendete ich mich dann nach Bilin, von wo aus ich stracks nach Mittag bis an den äußersten Vorposten des Mittelgebirges wandern und längs desselben ostwärts ziehen wollte. Aber wie ich in Bilin über den Ring gehe, tritt aus einem Specereiladen ein allerliebstes Bauermädel, das mir sakrisch in die Augen sticht. Sie kennen meine schwache Seite, Herr Doktor — ich folge dem Mädel, unbekümmert, ob sie nach Morgen oder Mittag geht — wo hätt' ich jetzt noch an den Onkel gedacht! — drei Sechsbätzner im Sack dünkt sich ein Handwerksbursch Baron — vor dem Thore mach' ich mich an das schmucke Kind und biet' ihr

einen guten Morgen. Nun denken Sie sich mein Erstaunen, wie sie mich ganz verwundert anschaut und fragt: „Wo kommst denn du her, Vetter — du willst doch nicht etwa mit mir gehen?“ —

„Ja“ — fiel die Begleiterin des Erzählers ein — „ich dachte, 's wäre mein anderes Geschwisterkind, und mit dem wär' ich nicht gegangen.“

„Ich hatte viel Mühe, meinem Mühmchen da begreiflich zu machen“ — fuhr jener fort — „daß ich nicht jener Gaudieb wäre; erst als ich ihr mein Wanderbuch wies, glaubte sie mir, und nun stellt' es sich gleich mit heraus, daß wir doch auch Geschwisterkinder seien, denn sie wußte recht wohl, daß ihr Vater einen Bruder gehabt, der als Soldat im badener Lande geblieben, sich dort verheirathet habe und gestorben sei. Sie können sich meine Freude denken! Ich durfte nun, da ich nicht jener Zundelfrieder von Vetter war, mein Mühmchen in ihre Heimat begleiten, wo ich den herzlichsten Empfang fand. Wenn mich's Mühmchen nicht forttreibt, bleib' ich auch da, und Sie, Herr Doktor, müssen mir gleich versprechen, wenigstens ein Paar neue Stiefelsohlen bei uns abzureißen.“

„Ja“ — stimmte das Mädchen bei — „erzeigen Sie uns die Freundschaft — mein Vater hat gelehrte Herren so gern um sich, und wir müssen doch wieder gut machen, was Sie durch Einen aus unserer Freundschaft gelitten haben. Unser Auszugshaus steht leer, da ist ein helles Zimmer nach dem Garten heraus, da können Sie woh=

nen — Sie müssen nun vorlieb nehmen, wie es bei Bauern ist."

„Topp!" — sagte Gustav — „ich bleibe bei euch, Kinder! und schreibe mein Buch, wodurch die Scharte dieser Nacht dreifach ausgewetzt wird. Wer weiß, wenn ich zum Arbeiten gekommen wäre, hätte mich euer Teplitzer Geschwisterkind nicht von Preschen fortgelockt."

Bärbchen sprang nun voraus ins Dorf, die beiden jungen Männer folgten ihr langsam nach. „Landsmann!" sagte währenddem Gustav zu seinem Gefährten — „beherzigen Sie meine Warnung besser, als ich die Ihrige beherzigt habe!"

„Sie meinen, wegen des hübschen Mühmchens?" fragte jener.

„Allerdings" — bejahete Gustav — „ich möchte nicht, daß es Ihnen mit Ihrem Onkel erginge, wie es mir mit dem meinigen ergangen ist — obschon er sich irrte, denn ich war nur der Mittler und Schirmer der Liebe meines Mühmchens zu einem Andern."

„Wer weiß, ob Sie mir das nicht auch noch werden können!" — erwiderte der Sattler — „denn ehrlich gestanden, das Mühmchen liegt mir mächtig im Sinn; es ist doch ein allerliebstes Dingel!"

„Kutschera! Kutschera!" — warnte Gustav — „macht keinen dummen Streich!"

„Nun ich meine, lieber Doktor" — erwiderte jener — „eine Heirath mit meinem Mühmchen wäre der gescheidteste

Streich, den ich in meinem Leben gemacht habe! Doch ist es damit noch weit im Felde.“ —

Gustav wurde in der That mit biederer Herzlichkeit von dem alten Bauersmann empfangen. Am andern Tage schon wurde das Zimmer im Auszugshause für ihn hergerichtet, und er ging in demselben rüstig an seine Arbeit. Umblüht von Blumen und Bäumen, umgrünt von diesen und herrlichen Auen, wurde das Bauernhaus am Ufer der Biela ihm ein Tibur; aber was mehr als alle Lenzespracht seinen Geist hob und trug und mit Schöpferdrang erfüllte, war der Kreis guter, heiterer Menschen um ihn her, die vom Greise bis zur blühenden Jungfrau einen unverwelklichen Lenz im Herzen trugen! Noch ein höherer Lenz blühete vor seinen Augen auf: die Liebe der beiden Geschwisterkinder, und er war so glücklich, auch hier als Vermittler einzutreten, da der Vater des Mädchens ernste Bedenken gegen die Verbindung so naher Blutsverwandten hatte. Und dieses Mittleramt brachte ihm außer der Freude über sein Gelingen noch einen köstlichen geistigen Frühlingssegen: einen Freund. Er wurde nämlich von den Liebenden veranlaßt, einen benachbarten Geistlichen, der bei dem Vater viel galt, zum Bundesgenossen zu nehmen. Dieser war kein Anderer, als der Pater Franz, den vielleicht mancher Leser schon aus der Geschichte des „Kaplan von Fichtelsrode“ kennt.*) Mit

*) In des Verfassers „Erzgebirgische Geschichten“. Hannover 1858 bei Karl Rümpler.

Hilfe dieses Priesters mit der Johannisseele räumte er bald alle Hindernisse aus dem Wege, die den Wünschen seiner Schützlinge entgegen standen, und für sein eigenes Streben hatte der Umgang mit dem Pater den heilsamsten und förderlichsten Einfluß. Als es an's Kornschneiden ging, war Gustav mit seinem Buche, der Erstlingsfrucht seiner Geistesblüte, die hier zur vollen Entfaltung gekommen war, fertig und er durfte sich nach dem gereiften Urtheile des Paters die beste Aufnahme desselben versprechen. Er hätte nun mit seinem Schatze wieder heimziehen können, allein er durfte vor der Hochzeit der Geschwisterkinder nicht fort.

Eh' diese kam, machte er mit dem Pater und dem Brautpärchen an einem schönen Augusttage einen Ausflug nach dem Mileschauer; es war der Todestag jenes hohen Menschen, der einst auf dieser Höhe eine ganze Nacht am Herzen des Priesters geruht hatte, und dieser pflegte den Tag alljährlich da oben zu begehen. Er erzählte dem jungen Sachsen die damals noch nicht aufgezeichnete Geschichte Joseph's und schloß mit dem Ausrufe: „Ach, wie ist mein Herz so einsam geblieben, seit er nicht mehr unter den Lebendigen ist! So liebte Johannes den Herrn, wie ich ihn liebte, und ich suchte vergebens Ersatz für ihn!“

„O, daß ich es doch sein könnte!“ sagte Gustav mit weinendem Herzen.

Da faßte der Priester die Hand des Dichters, sah ihm feierlich in seine Augen und sprach: „Du gleichest

ihm — du hast sein harmloses, mädchenweiches Herz, nur ohne sein tragisches Pathos — in deinem Gemüthe schafft wie in dem seinigen die Liebe ewig neue Frühlinge — längst, längst fühl' ich mich zu dir hingezogen — ach! könntest du mich lieben wie mein Joseph!"

Gustav sank ihm an die Brust, und Beide schlossen in langer Umschlingung den Bund ewiger Freundschaft. „O Gott! wie gut bist du!" rief Gustav nach einer Weile: „der Lenz, der mich in diese Fluren lockte, ist dahin, aber für meine Seele hast du ihn zu einer Quelle unvergänglicher Freuden gemacht; mit einem ewigen Lenze im Busen — dem Lenze der Dichtkunst, der Bruderliebe, der Freundschaft — kehr' ich aus diesen gesegneten Auen heim in mein heimatliches Gebirge. Habe Dank, Allgütiger!"

„Doktor; Freund!" rief auf einmal eine Stimme hinter ihm, und aus den Armen des Priesters flog Gustav in die Arme des Kriegers — denn es war der Husarenwachtmeister, der ihn rief. Und seine Marie war mit ihm. „Meine Braut!" sagte Nagy — „die Mutter hat endlich nachgegeben."

„Also zwei Brautpaare hier, und beide mir befreundet! Das ist der Freude fast zu viel!" rief Gustav; dann machte er die Parteien mit einander bekannt und empfahl insonderheit dem Pater den Kriegsmann als Geistesverwandten. —

Vier Wochen nach diesem Tage war die Hochzeit der Kutschera's, da tanzte Gustav seine Stiefelsohlen durch und zog dann wohlgemuth mit seinem Ränzchen — das man

in aller Stille für ihn eingelöst hatte — auch versehen mit einem Theile des Honorars, der ihm für sein Buch gesendet worden war, in die Heimat; aber nicht in das Haus seines Oheims, sondern zu dem Registrator, der inzwischen Hauseigenthümer und Jettchens glücklicher Bräutigam geworden war.

Der Spielmann von Bockau.

Sieht einer einen wackern jungen Spielmann, wie der Drechsler Heinrich von Bockau war, ein voll, schlank, blühend und sonnig blickendes Mädchen, wie die Unger Rosel zum Altar führen, und weiß er, daß es vom Altar weg an einen wohlbegründeten, freundlichen Herd geht, so mag er wohl versucht sein zu glauben, da muß es alle Tage Sonntag geben. In der That fehlte bei genanntem jungen Paare gar nicht viel, so hätt' es sich durch eine ununterbrochene Kette von Sonntagen in's ewige Leben hineingelebt — wäre es nicht aus Adam's Blut entsprossen gewesen. In Folge des unseligen Apfelbisses hatte nun sowohl das Männlein, Heinrich, wie das Weiblein, Rosel, jedes seinen Theil Erbsünde mit auf die Welt und in den Ehestand gebracht, woran der Sabbatfriede ihres häuslichen Lebens leicht Schiffbruch leiden konnte. Damals als der blitzblanke Heinrich das Spielmannswerk nicht als Profession, sondern nur als Nebenwerk zu seinem und seiner Freunde Ergötzen trieb und mit den Klängen seiner Cither dem Rosel das Herz aus dem Busen stahl und sie mit ihren Vergießmeinnichtaugen und ihrem ganzen herzlieben Wesen den Dieb in Haft nahm, damals freilich ließen sie sich von besagtem geistlichen Erbtheil nichts

träumen, und wer ihnen noch vierzehn Tage vor der Hochzeit gesagt hätte: nehmt euer Salzfäßchen in Acht, damit's nicht umfällt! dem würden sie geantwortet haben: Mag's fallen, und wenn der Himmel einfällt, wir zanken uns im Leben nicht! Und doch mußten sie schon vier Wochen nach der Hochzeit einmal bereuen, daß sie das Salzfäßchen nicht in Acht genommen hatten. Denn gerade am vierten Sonntag nach ihrer Hochzeit trug sich's zu, daß beim Frühstück Heinrich das Salzfäßchen umwarf und eine Stunde später, wie Rosel in der Kirche war, kam der Steigerlieb vom Communzechenhause, den jungen Ehemann zu bereden, daß er mit ihm auf den Vogelheerd am Ochsenkopf ging. Und Heinrich ließ sich beschwatzen, ging mit an den Ochsenkopf und vergaß da, daß er einen allerliebsten Trotzkopf zum Weibchen habe, der aus der Kirche kommend von ihm mit einem Kuß empfangen sein und dann mit ihm und der Mutter das Sonntagsmahl genießen wollte, welcher Trotzkopf nun, während Heinrich dem Finkenfang oblag wie sein erlauchter Namensvetter, daheim Grillen fing, kleine, närrische Grillen, aber immerhin Grillen und gerade groß genug, um den Ehefrieden so viel Minuten lang zu stören, als Salzkörner aus dem Fäßchen gefallen waren. Endlich als Heinrich glücklich einen Finken im Säckchen hatte, mahnte ihn der Hunger an das vernachlässigte Mittagsessen und damit an sein Rosel und er eilte klopfenden Herzens heim, denn er fühlte, daß er gesündigt hatte. Im Dorfe wurde schon die Nachmittagskirche eingeläutet,

als er über die steinichten Berglehnen hinab- und seinem Häuschen zueilte. „Dasmal setzt's was von meinem Schmollmäulchen", dachte er, und sann auf Mittel, dem Unwetter zu begegnen. Vor der Thür begegnete ihm ihre Mutter, die in die Kirche ging. „Das ist gut" — dachte er — „allein krieg' ich sie am besten 'rum." Und er ging stracks in die Stube. Da saß sie am Tisch, das Köpfchen in die Hand gestützt und den Schürzenzipfel vor den Augen. „Da bring' ich dir einen kleinen Hausfreund, der dir was vorsingt, wenn ich in der Grube bin. Schau nur, Rosel, was für ein kostbarer Reiterfink!" Sie schaute nicht auf; ja sie wendete sich noch mehr ab. „Na, Rosel — sei nur gut, ich wollte dir gern eine heimliche Freude machen und darüber vergaß ich's heimgehen; weißt schon, so ein Vogel hat seinen Kopf für sich, fliegt Einem nicht gleich in die Hand, wie man sagt: Fink!" — Keine Antwort. — „Hätt' ich dem Vogel das Salz auf den Schwanz gestreut, das ich da heut' früh verschüttet, so hätt' ich ihn wohl eher heimgebracht — nimm's nur nicht übel, Herzensrosel — 's soll nicht wieder geschehen. Sei gut und gieb mir einen Kuß!"

Damit wollte er seinen Arm um ihren Leib schlingen, aber sie wehrte ihm, stand auf und ging in die „Hölle". Mit einer dampfenden Schüssel kam sie wieder hervor, setzte sie auf den Tisch, legte Messer, Löffel und Brod daneben und ging stumm zur Thür hinaus. Klöße mit Schwarzfleisch, welche die Schüssel enthielt, waren Heinrichs Leibgericht — aber ihm war jetzt nicht wie essen.

Er ging der Zürnenden nach sie zu besänftigen. Unter der Hausthür stand sie und stierte mit rothgeweinten Augen in die blaue Luft. „Rosel! Schockschwerenoth! so hör' doch auf zu schmollen! Gieb mir die Hand!" Aber Rosel wich ihm aus. Heinrich hatte das Rosel, wie er sagte „freßlieb", und nun weiß jeder rechtschaffene Mann, der ein schmuckes Weibchen und dies so recht „freßlieb" hat, daß ihn nichts mehr in Harnisch bringen kann, als gerade besagtes Weibchen, wenn es ihm so ein Schmollsolo singt, wovon kein Ohr was zu hören bekommt. Wäre der Mann freilich ein Engel, nicht mit der Aussaat des Apfelbisses behaftet, so würde er solchem Solo allzeit eine Bravourarie der christlichen Sanftmuth entgegensetzen und diese so lang da Capo singen bis die Schmollprimadonna durch den Heldentenor der Sanftmuth überwunden wäre, — aber welcher Mann ist solch ein Engel? Der Drechsler Heinrich war's nicht. Als sich jetzt Rosel von ihm zurückzog, lief's ihm brühsiedend heiß durch das Hirn. Er rannte in die Stube, nahm seinen Hut und stürzte zum Hause hinaus, das Dorf hinab, nach der Kirche zu — aber nicht in die Kirche, sondern vorbei, in die dahinter liegende Schenke, um seinen Schmerz und Grimm zu ersäufen in des Schenkwirths gebranntem Wasser. „Doch nein!" sagte er auf der Schwelle, „das wäre gefehlt — da könnte das Uebel noch ärger werden. Ich will lieber heimgehen und meine Cither zur Hand nehmen und die Grillen verspielen statt zu vertrinken." Und so geschah's, und das gab Gott ihm

ein. Heimgekommen nahm er die Cither von der Wand, stimmte und spielte — spielte all die sehnsüchtigen, heißen, lockenden Liedlein, womit er einst das spröde Rosel mürb gemacht, spielte unermüdet fort — bis er die Schmollende an seine Seite gespielt und all den hellen, goldenen Liebessonnenschein auf ihr Gesicht gezaubert hatte, von dem er wußte, daß er ihm nur Seligkeit schenken wollte. Da verstummte das Saitenspiel, und frohe Küsse und holde Worte und was weiß ich, wechselten zwischen dem versöhnten Paare. Und als sie sich nun ein wenig satt gekos't und Heinrich sich auch satt gegessen hatte, da sagte Rosel schmeichelnd: „Aber das muß man sagen, ein Hexenmeister bist auf deiner Cither, du spielst Einem das Herz aus dem Leibe heraus!“

„Gelt, ich kann's?“ erwiderte er schmunzelnd und griff einen fröhlichen Accord.

„Du solltest dich ganz auf's Citherspielen verlegen, denn es thut's dir weit und breit Keiner gleich, der ein Gewerbe daraus macht.“

„Meinst, Schätzel? Die Leute haben mir auch schon gesagt, ich könnte mit dem Citherspielen an einem Sonntag so viel verdienen, als mit dem Anfahren die ganze Woche.“

„Und ich will dir nun auch sagen, daß der Richter von Lauter da war und dich zu seinem Spielmann machen wollte. Ich soll dir's sagen. Es war ihm gar nicht recht, daß er dich nicht gleich mitnehmen konnte. Er wollte heute einen Schmaus halten und da solltest du

aufspielen. Nun müßte er sich schon noch einmal mit dem versoffenen Hempelfried behelfen, sagte er; aber über acht Tage solltest du doch ja kommen. Solltest ein schön Stück Geld bei ihm verdienen."

„Der Tausend! Und was meinst du dazu, wenn ich ein Spielmann würde?"

„Je nun was mein' ich. Der Häuerdienst ist ein saurer und gefährlicher Dienst. Ich denk' es sei allerwege besser da oben an Gottes goldigem Sonnenlicht als da unten in euern graulichen Gruben. Alle Tage seh' ich dich mit Zittern und Zagen anfahren. Ich mein', ein Tanzboden ist allerwege ein sicherer Ort als so ein Schacht oder Stolln."

„Da hast du Recht, herzig's Rosel: auf dem Tanzboden gibt's keine schlagenden Wetter; keine stürzenden Wände; keine Kobolde und was sonst's Bergwerk unheimlich macht. Schöner ist's da oben auf sicherm Grund die liebe Cither spielen als da unten vorm unsichern Ort Schlegel und Eisen führen."

„Und schau, wie schön wär's, wenn ich dich Sonntags begleiten und immer bei dir sein könnte! Und wenn du in der Woche das Korbmachen schwunkhaft triebst, das du doch einmal in der Lauter gelernt hast, so müßtest du dich besser stehen als mit dem Anfahren. Ach, Herzens-Heinrich, thu mir's zu Lieb und gieb das gefährliche Bergwerk auf — ich sterbe sonst noch vor Angst um dich!"

„Nun ich hab' nicht übel Lust zum Spielmannswerk,

und wenn du mich so wonnig anschaust, da kommt's mir auch vor, als wär' ich ein Esel, wenn ich mein lieb schönes Leben an deiner Seite täglich auf's Spiel setzte ohne Noth! Hab' ja den Himmel auf der Welt mit dir!" Und in die Cither greifend sang er:

Wer spricht vom Himmel, wer von einer Welt,
Nach der man auf den Knieen rutschen müßte?
Wer sucht das Glück nur überm Sternenzelt
Und nennt die Erde eine Jammerwüste?
Wer nie ein herzig Weib an seine Brust gedrückt,
Der Arme, den kein holder Liebeskuß beglückt —
Der arme — arme Mann!

Wer spricht vom Eden, wer vom Paradies,
Dem Orte ew'ger unschuldsvoller Freuden?
Wer sagt, daß Gott den Menschen daraus stieß
Und ihn verdammt zu Mühe, Sorg' und Leiden?
Wer nie ein herzig Weib an seine Brust gedrückt,
Der Arme, den kein holder Liebeskuß beglückt —
Der arme — arme Mann!

Der Himmel ist, es ist das Paradies,
Wo treue Liebe sich ein Hüttchen bauet
Und dem, der sie in dieses Dasein wies,
Als einem guten lieben Vater trauet.
Wer solchen Liebeshimmel sich errang,
Den preist mein Lied, preist meiner Cither Klang
Als sel'gen, sel'gen Mann.

„Ach, du lieber Mann!" sagte Rosel überglücklich.

„Du trautes vergißmeinnichtäugiges Schmollmäulchen!" erwiderte er sie an sich ziehend. „Weiß hol's der Zaunkönig nicht, was ich lieber möchte — daß du in einem weg

so sonnig aussähest, oder daß du zuweilen ein Schmollstückchen aufführst. Aber — Herzensrosel — versprich mir, daß du mir's nicht zu arg machen willst mit dem Schmollen. Du weißt nicht wie weh mir da im Brustkasten wird, wenn du's länger treibst als man ein Vaterunser betet; es ist mir als wenn ein Hammerschmied ein glühendes Eisen darin herum drehete. Versprich mir, daß du nicht wieder so lange schmollen willst wie heut!"

Sie versprach's mit einem Kuß, und Heinrich spielt' und sang noch manch' ergötzlich Lied.

Am nächsten Sonntag ging Heinrich mit seiner Cither nach Lauter. Freilich diesmal allein, aber da er eine über Erwarten gute Auf- und Einnahme fand, so that er's das Nächstemal nicht ohne Rosel. Und nun war's entschieden, daß Heinrich dem gefährlichen Bergwerk ganz entsagte und ein sicherer Spielmann ward. Daneben trieb er das Korbmachen, und das Rosel lag mit der Mutter nach wie vor dem Kräuterbau ob, der damals schon ein Haupterwerbszweig der Bockauer war. So hatten die Leutchen ihr vergnügliches Auskommen, und statt daß das Rosel einen Tag wie den andern um das Leben ihres Mannes zittern mußte, konnte sie nun alle Sonntage mit ihm zu Spiel und Tanz gehen. Und sie tanzte so gern! War sie doch ein Gebirgskind! und jung! und eines Spielmanns Weib! Aber es war nicht die selbstische Lust allein, die sie trieb ihren Heinrich nach Lauter zu begleiten. Sie hatte noch zwei sehr löbliche Gründe. Erstlich sah sie gleich das

Erstemal, daß die Lauterer es liebten ihrem Spielmann wacker zuzutrinken und da fürchtete Rosel, ihr Heinrich möchte zu dem Laster des Trunks verführt werden, wenn sie nicht über ihm wachte, und zweitens war es mit der Sicherheit der Spielmannsgänge doch auch nicht ganz richtig. Denn wenn auch das Lauterer Wirthshaus keine Grube mit schlagenden Wettern, Wandstürzen und Koboldеn war, so führte der Weg dahin doch durch einen Wald, in dem noch Bären hausten. Wie leicht konnte ihren Heinrich, wenn er Nachts allein nach Hause ging, ein solcher Unhold anfallen und auffressen? Und dann gab's am Wege unterschiedliche Bärengruben, in die der liebe Spielmann auf solchen Heimwegen leicht stürzen konnte, wenn er keine Führerin hatte. So trieb sie auch die treue Liebessorge, ihren Mann auf seinen Spielmannsgängen zu begleiten. Das ging nun aber so lange, bis es nicht mehr gehen wollte, nämlich: bis ihr das Gehen anfing schwer zu werden, das heißt, bis Heinrich sich veranlaßt fand, sich beim Nachbar Sauer, dem Dorftischler, zu erkundigen, ob die längst bestellte Wiege noch nicht fertig wäre. Da mußte das Rosel schon daheim bleiben und den Heinrich allein ziehen lassen. Aber er mußte ihr drei Dinge versprechen: erstens nie über den Durst zu trinken, zweitens nie ohne Laterne heimzukehren und drittens — keinem Lauterer Mädel zu tief in die Augen zu gucken.

In heiterm Frieden verstrichen dem jungen Ehe-Paar nun ihre Tage. Zu der Freude aneinander gesellte sich bald die Freude an einen muntern Jungen,

und nun war wirklich alle Tage Sonntag bei ihnen. Man sagt, ein Wochenbett sei die unfehlbarste Kur wider die Schmollkrankheit. Bei Rosel traf es zu. Es gab lange, lange Zeit auch nicht einen Tag, wo Heinrich Ursache gehabt hätte, auch nur einen Augenblick das Gefühl zu haben, als würde sein „Schmollmäulchen" ihn im nächsten Augenblick aus seinem Adamskleide treiben. Das war eine selige Zeit für den muntern Spielmann und fröhlicher und heller hat seine Cither nie geklungen als in diesen Tagen, mocht' er nun daheim seiner „kleinen Mutter" mit ihrem Säugling oder den Lauterer Burschen und Mädchen vorspielen. Wenn jetzt Jemand den glücklichen Spielmann fragte: Wie geht's, Heinrich? so pflegte er wohl zu antworten: „Gerade wie im Paradies, weiß selbst nicht, womit ich's verdient hab, daß mir ein Tag besser gefällt als wie der andere." Sagte dann Einer: „Na, behüt' Euch Gott Euer Paradies!" und er hatte die Cither bei der Hand, so griff er in die Saiten und sang:

Mein Paradeis hat Gott gebaut
In ganz besondrer Weis':
Mein Rosel hold, mein Rosel traut,
Das ist mein Paradeis.

Das hat beständ'gen Sonnenschein,
Trägt Blüt' und Frucht zugleich.
Es ist ein Zaubergärtelein
An Lebensquellen reich.

Da blüht's und reift's in Einem fort
Und immer schwillt's und quillt's,

Und Lust ist hier und Wonn' ist dort,
Und was es reizt, das stillt's.

Mein Paradeis hat Gott gebaut
In ganz besondrer Weis':
Mein Rosel hold, mein Rosel traut,
Das ist mein Paradeis.

Das Paradeis sollte aber doch nicht ohne eine Schlange bleiben. Eines Tages kam die schnurrbärtige Ursel von Lauter und zischelte dem Rosel ins Ohr, ihr Heinrich sei ein feiner Ziemer, derweilen seine kleine Mutter daheim ihr Kind warte, scharmuzire er mit den Lauterer Mädeln und ganz absonderlich mit der Kunstmann Christel; ja es gehe so weit, daß er dem treulosen Ding, das sich doch nach ihrem mit Flachs ins Reich gefahrenen Liebsten, dem Haußner Gust, verhalten sollte, daß er diesem Ding auf nächsten Sonntag ein seiden Busentüchel mitzubringen versprochen, wie sie, die Ursel, mit eigenen Ohren gehört habe. Zisch! fuhr die Schlange in Heinrichs Paradies. Die ganze Mähr der Ursel war aber Verleumdung. Mag wohl sein, daß der muntere Spielmann, nicht gerade jenem Geiger des Wiener Hoftheaters glich, der an die dreißig Jahre in Komödien, Opern und Balleten allabendlich aufspielte und auf seinem Todtenbette von sich rühmen konnte, daß er nicht ein einzigesmal auch nur mit einem Viertels- oder Achtelsauge von seinem Pulte aufgeschaut habe, um an den reizenden Aktricen, Sängerinnen und Tänzerinnen der sündigen Augenlust zu fröhnen. Solch' ein Heiliger war

Heinrich schon nicht und er mag wohl den schmucken Lauterer Mädeln, denen er zum Tanz aufspielte, seine Augen nicht entzogen, ihnen wohl auch freundlich zugelächelt, ja dann und wann ein Schmeichelstücklein gesungen haben. Aber die Mähr mit der Kunstmann Christel war pure Verdrehung, oder die alte Heckenhorcherin hatte hören läuten, aber nicht zusammenschlagen. Die Sache verhielt sich so. Heinrich hatte bei dem alten Kunstmann, Christels Vater, das Korbmachen gelernt und war seitdem ein guter Bekannter der Familie geblieben, und es war ganz natürlich, daß er mit der Christel vertrauter that als mit andern Mädchen des Dorfes. Und eben so wenig lag etwas Befremdliches darin, daß Christel den alten Bekannten ersuchte, ihr doch künftigen Sonntag, wo sie ihren Liebsten erwartete, für Geld und gute Worte ein sauberes seidenes Tüchel vom Bockauer Schnitthändler mitzubringen. Zwar glaubte Rosel der Ursel nur halb, aber das war mehr als genug, um ihren Frieden zu vernichten, sie mit eifersüchtigen Grillen zu erfüllen. Zwar verschloß sie dieselben noch in ihrer Brust, weil sie erst einen nähern Beweis von Heinrich's Schuld haben wollte. Der aber mußte sich bis Sonntag finden. Sie wollte wohl aufmerken, ob Heinrich ein Seidentüchel einkaufte und mit nach Lauter nahm. War das der Fall — nun dann war es ausgemacht: sie war das unglücklichste Weib unter dem Himmel und ihr war am besten, sie lag auf dem Kirchhof. Heinrich merkte aber doch, daß sein Weib ihm nicht so sonnig

aussah wie gewöhnlich. „Was haste, Fraule?“ fragte er besorgt und wie sie halb freundlich, halb verdrossen zur Antwort gab: was soll ich haben? nichts! da sagte er: „Nun so sei auch hübsch munter! wart', ich will dir was aufspielen.“ Und er griff zur Cither, spielte und sang ihr wirklich die bösen Grillen aus Kopf und Brust. Dann dachte sie: Nein, es ist doch unmöglich — so schlecht kann er doch nicht sein! und sie erwies ihm alle Zärtlichkeit, deren sie nur fähig war. Da jauchzte er und rief: „Du bist wie ein Waldweiblein, nur zehntausend mal feiner. Weißt was? ich mag nun keinen Tag mehr ohne dich sein. Uebermorgen gehst du wieder mit nach Lauter. Der Junge ist nun acht Monate alt und kann die Mutterbrust schon einen halben Tag entbehren. Deine Mutter wird ihn schon warten.“ Sie sagte zu und aller Arwohn war aus ihrer Brust entschwunden.

Der Sonntag kam. Fröhlich plaudernd saß das Pärchen beisammen. Heute war das Kirchengehen an Heinrich und da es bald Zeit dazu war, so saß er schon im Kirchenstaat da. Gelegentlich zupfte und putzte Rosel noch an seinem Halstuch und Brustlatz. Da sagte sie: „Aber ein neues Halstüchel thut dir auch noth, und wenn du eins kaufst, so laß es ein recht saubres von Seide sein.“ — „Blitz!“ rief hierauf Heinrich; „da erinnerst du mich an etwas, das ich hol's der Zaunkönig vergessen, da will ich aber auch gleich vor der Kirche noch zum Friedrich Helf gehen.“ Das Rosel wurde wie die Wand, an der sie saß. „Um Gotteswillen, Rosel!“ — rief er

dies gewahrend, „was ist dir — ist dir schlimm?“ Sie sprang auf und eilte zur Thür hinaus. Er starrte ihr eine Weile nach, dann folgte er ihr. Da stand sie in der Hausflur an die Brodkappel gelehnt und weinte, daß sie der Bock stieß. „Aber Rosel, sag' doch was du hast!“ Keine Antwort. Er mochte fragen, bitten und betteln wie er wollte — Schmollmäulchen war stumm. Ihm war schon wieder als hantiere der Hammerschmied mit dem glühenden Eisen in seinem Herzen herum; da schlugs auf der Kirche zusammen. Er holte Hut und Gesangbuch; aber es war ihm als sollte er in den Tod statt in die Kirche. Noch einen Versuch mußte er erst machen, die Schmollende zum Reden zu bringen. „Weißt was, Schätzel? ich versteh' mich nicht so auf's Tüchelkaufen wie du; geh du und kauf eins für die Kunstmann Christel und gleich eins mit für mich.“ — Da wich die Hand mit dem Schürzenzipfel vom Auge, da öffnete sich der trotzige Mund: „Was du doch denkst!“ rief sie empört; „ich soll dir auch noch die Geschenke kaufen für deine Buhlschaft? da kommst du mir recht!“ Heinrich war wie aus den Wolken gefallen — „Aber“ — rief er — „plagt dich denn des Gottseibeiuns Großmutter, daß du so etwas sagen kannst? Jetzt hör' gleich auf zu maulen — oder ich werde so wild wie mich noch kein Mensch gesehen hat!“ Aber Rosel maulte fort, und nun — ein Glück, daß die Mutter kam und den Heinrich an die Kirche mahnte; sonst glaub' ich, sein Theil Erbsünde wär' ihm übergelaufen. Er ging, und es war gut, daß

der Pastor heute gerade über Korinther 13. predigte. Diese Predigt setzte ihm Kopf und Herz wieder zurecht, und er kam besänftigt nach Hause. Fand auch Rosel wieder leidlich munter und wenn auch nicht gerade sehr gesprächig, doch auch nicht mehr schmollstumm. Er dachte ruhig: „Na, wenn sie heute mit nach Lauter kommt, so wird sie sich schon selbst überzeugen, daß sie halb närrisch gewesen!“

Die Zeit zum Aufbruch nach Lauter rückte heran. Heinrich hatte im Hause herumgescharwerkt und fand in die Stube tretend Rosel über dem Stillen ihres Kindes. „So ist's recht!“ sagte er sich zu ihr setzend — „gieb ihm noch einmal tüchtig zu trinken und dann zieh dich an, lieb Schätzel!“ — „Ich bin angezogen genug für meine Stube“ — erwiderte sie — „Das wohl“ — sagte er — „aber es ist jetzt Zeit daß wir nach Lauter aufbrechen.“ — „Ich bleib daheim“ — erklärte sie — „trag' dein Seidentüchel nur allein zu deiner — —“. „Aber Rosel!“ rief er „wie kannst du mich in solchen Verdacht haben?“ — „Hab' keinen Verdacht — aber was ich weiß, weiß ich!“ — „O da wollt' ich doch, daß das Schandmaul der Bär herzte, das dir diesen Floh ins Ohr gesetzt hat! Da sieh, der Junge hat genug — schließ ihm's Milchkämmerlein zu und zieh dich an! Will dir inzwischen was vorspielen.

Bin Spielmann geworden und will es auch bleiben,
Ein Spielmann kann Teufel und Grillen vertreiben.

Ein Spielmann kann zähmen den wildesten Leuen,
Spatzier' er auf Vieren, spatzier' er auf Zweien.

Und will ihm das Zähmen durchaus nicht gelingen,
So läßt er's Vieh tanzen und lässet es springen;

Und läßt es sich tanzen und springen zu Tode —
So macht er die Bestien, die wilden, marode.

Aber die Bestie der Eifersucht wollte weder zahm noch marode werden. Er mußte sehen, wie Rosel zwar das Kind in sein Bettchen gelegt hatte, aber noch immer auf ihrem Stillschemel saß und den Schürzenzipfel mit Thränen tränkte. „Das ist um aus der Haut zu fahren!" dachte Heinrich, bezwang sich aber und versucht' es noch einmal mit der Cither. Vergebens; so zärtlich, so lockend, so schmeichelnd sein weiterer Sang auch klang. Endlich ward's ihm zu arg. Außer sich vor Zorn stürzte er auf die Schmollende zu — da schrie das Kind. Er stand still und als Rosel den Kleinen wieder zu sich nahm, bot er ihr die Hand zum Frieden. Allein sie stieß sie von sich — und ihm damit den Dolch der Kränkung in's tiefste Herz. Lautlos und bebend nahm er seine Cither und verließ das Haus.

„Aber was hat unser Spielmann heut?" fragten die Lauterer im Gericht, als Heinrich sich an seinem Platz zum Spiel niederließ. „Der sieht aus, als wollt' er heute lauter Todtenlieder singen." Und in der That klang, was er zuerst spielte, so wehmüthig, so klagend, daß den Zuhörern ganz anders um's Herz wurde, als wären sie im Wirthshaus sich ihren Theil Sonntagsfreude zu holen. „Das war ein traurig Stückel", sagte der aus dem Reich

heimgekehrte Haußner Gust, als Heinrich geendet hatte, — „da, trinkt, daß Euch's fröhlicher um's Herz wird; dann spielt was Lustig's auf!“ — „Ja, trinkt!“ hieß es von allen Seiten, „und spielt was Lustig's!“ Und Heinrich trank, und es ward ihm erst weher, dann wohler und endlich wirklich fröhlich um's Herz. Und was er spielte, klang immer lustiger, immer wilder. „Trink! trink!“ hieß es, wenn er ruhete; und er trank. Und lustig ging's dann wieder in die Saiten, aus den Saiten, zu den Saiten. „Trink! trink!“ hieß es immer wieder. Und wilder und lustiger klang des Spielmanns Lied, als man's je vernommen — es war als ob alle Dämone der Wollust und des Schmerzes, der Liebe und des Hasses, der Sehnsucht und des Grimmes in dem kleinen Instrument lebten und daraus hervorstürmten und den Burschen unter den Brustlatz, den Mädchen in's Mieder führen — toller, bacchantischer Wirbel ergriff die aufgeregte Jugend und des wilden Spielmanns Lied ward mancher Unschuld zum Todtenlied.

Mitternacht war längst vorüber, als die letzten Gäste das Wirthshaus verließen und auch der tolle Spielmann seinen Heimweg antrat. Wild und wüst sah es in seinem Herzen aus, wild und wüst in seinem Hirn. Und so, ohne Leuchte, ohne eine leitende Hand betrat er den düstern Waldpfad. O eifersüchtiges Rosel, was hast du gethan? Wozu hast du deinen Heinrich gemacht? Zu einem Trunkenbold! zu einem jämmerlichen Entweiher seiner Menschennatur! Da stolpert und taumelt er durch die un-

heimliche Waldnacht. Jetzt dürfte eine hungrige Bestie, Wolf oder Bär, ihm in den Weg kommen, und von dem muntern Spielmann wäre morgen nichts mehr zu sehen als ein blutiger Rest. Mit Recht war Heinrich sonst nicht ohne Bangigkeit heimgegangen; aber heute kümmerte ihn weder Bär noch Wolf — ihn bekümmerte allein die Schlange, die sich in sein Paradies geschlichen. Doch war, was er darüber dacht' und sann, so verworren und wüst, wie der Zustand seines Gehirns. Bald schmelzende Sehnsuchtsseufzer ausstoßend, bald laut auflachend, bald schluchzend, bald fluchend taumelt er auf seinem Schauerpfad fort. Auf einmal schwindet ihm der Boden unter den Füßen und er stürzt viele Ellen tief, er weiß nicht wohin. Tief genug wohl war der Sturz, um ein Sturz zum Tode zu sein. Doch für Heinrich war's zunächst nur ein Sturz zur Ernüchterung. Als er wieder Boden unter sich fühlte, war's ein weicher, warmer, wie das Lotterbett eines alten Deutschen, davon der Ausdruck herrührt: „ein fauler Bärenhäuter". Aber ein grauenvolles Brummen und Schütteln belehrte den Gefallenen, daß die Bärenhaut, auf der er saß, keine leere, todte, sondern eine volle, lebendige war. Nun befiehl deine Seele Gott, du unglückseliges Menschenkind! Wohl denkt Heinrich also — aber auf dieser fürchterlichen Scheidemark zweier Welten besinnt er sich ganz auf sich, schüttelt er die höllische Larve, welche der Trunk über sein Wesen gezogen, ab, und wie der Bär sich plötzlich erhebt, ihn abwirft und sich emporrichtet, da fühlt sich Heinrich völlig

wieder in seiner Menschen- und Spielmannswürde und ob auch durch ein Vieh, will er doch nicht selber dahin fahren wie ein Vieh, sondern wie ein Mensch und echter Spielmann, mit lichten, göttlichen Gedanken, mit Sang und Klang. Und wie das aufgerichtete Ungethüm die feurigen Augen wider ihn rollt, da greift er in die Saiten und singt:

Ich hab' geliebt, ich hab' gelebt,
Gelebt im Paradies,
Hab Dank, o Gott! zwar war es kurz,
Doch war es nektarsüß.
Genösse gern noch manches Jahr,
Was gar so lieb, so köstlich war:
An Liebchens Brust
Die Himmelslust —
Doch wie du willst, o Herr!

Ja, wie du willst, so schick's mit mir!
Sei's Leben oder Tod —
Doch Leben nur an Liebchens Brust,
Sonst lieber ew'gen Tod!
Ich leg' an deine Vaterbrust
Mein Kind und meine Liebeslust.
Nun komm, o Tod!
Gelobt sei Gott!
Ich hab' gelebt, geliebt.

Aber der Tod in der Gestalt des grimmen Bären zögerte. „Wie?" rief Heinrich; „ist Pätz der Töne Freund? Er hat sich zurückgezogen und auf alle Vier gesetzt — hat das mein Lied gethan? Der liebe Gott oder das Lied, gleich viel! Warte, mein Pätz, mein Mitgefangener in der Bärengrube, wir wollen uns die

Zeit vertreiben so gut es geht!“ und wieder spielt' und sang er: „Ein Spielmann kann zähmen den wildesten Leuen“ u. s. w. Beim letzten Ton dieses Liedes sprang eine Saite. Einer Saite halben geht's fort! dachte Heinrich und machte eine Pause, bis Pätz ein verdächtiges Brummen hören ließ. Da griff Heinrich wieder in sein Spiel. Bald riß wieder eine Saite und das Unglück wollte, daß jedes der folgenden Stücklein eine Saite zum Opfer verlangte. Inzwischen grauete der Tag und begann auch in die Grube hineinzudämmern, so daß sich allmälig vor Heinrichs Augen seines Mitgefangenen zottige Gestalt in deutlichen Umrissen enthüllte. Das ist einer von der Garde! dachte Heinrich, als er die bedeutenden Dimensionen des Unholdes erkannte, die mächtigen Tatzen, das weiße grimme Gebiß im blutrothen Maul — es war ein Anblick, der das Haar zu Berge trieb. Doch behielt Heinrich soviel Geistesgegenwart, daß er sein Spiel fortsetzte, so lang' es gehen wollte. Immer heller wurde die Beleuchtung der grauenvollen Scene; immer dünner der Bezug der Cither; zuletzt war sie abgespielt bis auf zwei Saiten und Pätz machte böse Recensentengeberden über das fade Decrescendo des Concerts. Da sah Heinrich in dem hinsterbenden Saitenspiel sein eigenes Schicksal vorgebildet. Er hatte sich warm gespielt und gesungen und alle Lebensquellen sprangen und sprudelten in ihm Angesichts des schreckenvollen Todes. Die Gestalt seines Weibes mit dem lieblichen Kinde — das Bild seines ganzen häuslichen Glückes erhob sich vor ihm und lockte

helle Thränen in seine Augen. Das Leid übermannte ihn und er war unvermögend weiter zu singen. Nur einzelne leise Töne noch entzitterten den letzten Saiten seiner Cither. Auf einmal packte ihn ein Anfall von Verzweiflung, wild fuhr er über das Spiel und schrillend zersprang auch der letzte Rest seines Bezuges. Aber horch! was war das? War das nicht Rosels Stimme? Heinrich! Heinrich! rief's klagend durch den nahen Forst. Rosel! Rosel! rief's aus der Bärengrube. „Das war ganz nahe, Nachbarin!“ ließ eine männliche Stimme vernehmen. Heinrich! Heinrich! rief Rosel wieder. Und „Rosel! Rosel!“ antwortete Heinrich. „Nachbar Sauer, zur Hülfe! ein Bär hält mich fest!“ — „Barmherziger Gott! mein Heinrich ist in die Bärengrube gefallen!“ schrie Rosel. „Da ist er!“ sagte Sauer am Rande der Grube. In drohender, zum Angriff bereiter Stellung stand der Bär vor dem Spielmann, der ihm die entsaitete Cither als einzige Vertheidigungswaffe entgegenhielt. „Zurück, Nachbarin!“ rief Sauer der nahenden Rosel zu; „es war doch gut, daß ich meine Muskete mitnahm. Warte, Pätz! den Bissen sollst du nicht schmecken!“ Ein Schuß — und Pätz stürzte stöhnend zu Boden. „Der steht nicht mehr auf!“ sagte Sauer, und nun wurde Heinrich aus der Grube gehaspelt, um in Rosels Armen neu aufzuleben. Schluchzend lagen sie Brust an Brust und des Gottseidankrufens, des Küssens und Herzens wollte kein Ende werden. Auf dem Heimweg erzählte Rosel, was für Qualen sie ausgestanden, seit er das Haus

verlassen. Wie sie von ihrer blindtollen Eifersucht bald in Reue verfallen und als die Nacht hereingebrochen von Todesangst übermannt worden wäre, so daß sie außer Stand gewesen, ihr Kind zu stillen. Auch habe sie sich nicht niederlegen können und als die Mitternachtsstunde gekommen ohne ihn heimzubringen, da habe sie sich nicht mehr zu bleiben gewußt. Nur ihre Mutter habe sie zurückgehalten, so wie sie gewesen hinauszustürzen, ihm entgegen. Aber als nun gar noch zwei Stunden gleicherweis dahingeschlichen wären, da habe sie sich nicht mehr halten lassen, sei zum Nachbar Sauer gelaufen, habe ihn geweckt und zum Mitgehen aufgefordert. „Ach Gott Lob!“ schloß sie, „daß der besonnene Mann seine Flinte mitnahm. Mein guter, armer, herzlieber Heinrich — ich bitt' dich tausendmal: vergieb mir — vergieb mir; und bei allen Schrecken dieser Nacht und bei unserm Kinde, und bei Allem, was heilig ist, gelob' ich dir meine Fehler abzulegen und dich nicht mehr durch solch kindisch Wesen zu kränken.“ Der gute Heinrich fand nichts zu vergeben. Er herzte die ihm nun noch einmal so Theuere und legte nun auch seinerseits eine aufrichtige Beichte mit dem Gelübde ab: sich nie mehr um seinen gesunden Menschenverstand zu trinken, aber auch sonst sein heißes Blut im Zaume zu halten. Beide hielten ihr Gelübde und die Bärengrube wurde die goldene Pforte eines neuen, ungetrübten Eheglückes.

Druck von J. S. Wassermann in Leipzig.

Peters, August

Aus Heimat und Fremde Novellen und Erzählungen

Bd.: 1

Leipzig 1860